Germ. 1811 w (24 Pichler

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.
Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.
Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.
Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.
Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im französischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

20084.

<36607042560014

<36607042560014

Bayer. Staatsbibliothek

Sämmtliche Werke

von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Vier und zwanzigster Band.

Neue verbesserte Auflage.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Lindenau'sche
Bibliothek

Kleine Erzählungen.

Von

Caroline Pichler,

gebornen

von

Greiner.

Dritter Theil.

1. Die früh Verlobten.
2. Badeaufenthalt.
3. Falkenberg.

Wien, 1823.
Gedruckt und im Verlage bey Anton Pichler.
Leipzig,
in Commission bey August Liebeskind.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Die früh Verlobten.

Bayerische Staatsbibliothek München

Die früh Verlobten.

Nach einer Neapolitanischen Sage.

Der Marchese von C..ica stammte aus einer der ältesten Familien von Neapel. Jung, schön, reich, geistvoll besaß er Alles, was dem Menschen auf Erden Glück zusichern, und ihn, aus dem unbeachteten Haufen seiner Mitbürger heraus, auf eine glänzende Stufe der Auszeichnung heben konnte. Er war sich auch dieser Vorzüge wohl bewußt, welche im geselligen Umgange ein Schleyer liebenswürdiger Bescheidenheit verhüllte, durch den sie mit erhöhtem Reize durchschimmerten, und ihm die Ansprüche, welche er insgeheim machte, und die Auszeichnungen, nach welchen er strebte, nur um so gewisser erlangen ließen, da man sich von keiner sichtlichen Anmaßung abgestoßen fühlte.

Gewohnt von Jugend an, fast alle seine Wünsche erfüllt zu sehn, und besonders bey Frauen eben so glücklich als kühn, und eben so kühn als veränderlich, fühlte er nur in Einem einzigen Puncte, und gerade in dem, der den wichtigsten Einfluß auf sein Lebensglück hatte, sich von einem lastenden und unzerreißbaren Bande eingeengt. Sein Vater hatte ihn nähmlich, noch ehe Geronimo, so hieß der junge Mensch, einen Begriff von der Heiligkeit des Ehebandes fassen konnte, mit der Tochter des Grafen von B...zi in Florenz versprochen, dessen Familie aus Neapel stammte, und ein Zweig des fürstlichen Hauses von S...no war. Ein Proceß zwischen diesem Hause und dem des Marchese, der große Summen betraf, und auf freundliche Art am besten zu endigen stand, war die erste Veranlassung zu dieser Verbindung. Der alte Marchese mußte um dieses Processes willen eine Reise nach Florenz machen. Hier lernte er seinen Gegner den Grafen von B..zi kennen. Die offene Rechtlichkeit desselben, und seine billigen Ansichten nahmen den Marchese für ihn ein, und was früher Absicht der Politik war, wurde endlich der feste Wunsch einer innigen Achtung und Anhänglichkeit, die den

Marchese an den Grafen band. Der Proceß war entschieden, die Freundschaft der beyden Familienhäupter blieb. Signora Vittoria war damahls drey, Geronimo sechs Jahre alt. Es konnte keine Rede davon seyn, die Kinder um ihre Einwilligung zu befragen; man würde es aber vielleicht nach den Sitten Italiens, wo in den höhern Ständen die Ehen selten das Werk der Liebe oder eigener Wahl sind, auch nicht gethan haben, wenn die Kinder erwachsen, und im Stande gewesen wären, Liebe oder Widerwillen zu fühlen. Es war eine Familieneinrichtung, und man erwartete von Seite der beyden Verlobten, die gegenseitig mit beständiger Rücksicht auf jenen Plan erzogen wurden, alle mögliche Folgsamkeit.

Geronimo wuchs stolz und schön heran, alle seine Fähigkeiten entwickelten sich mit Glanz, ganz Neapel sah auf den edlen ausgezeichneten Jüngling, die Damen wetteiferten, die schimmernde Erscheinung an ihren Siegeswagen zu fesseln, manches bessere Herz schlug im Stillen für ihn, und im Gefühl seines Werthes ging er mit sichern Schritten durch die lockende Welt, die dem lebensmuthigen Jüngling im Rosenlichte entgegen leuchtete. Alle Arten des Ver-

gnügens standen ihm offen, mit tausend Reizen lockten sie ihn an, und er genoß des Taumelkelches, den sie ihm bothen, mit vollen Zügen, ohne jedoch das Bewußtseyn seines Schicksals darüber zu verlieren; denn wie die eiserne Kugel am Fuße des gefangenen königlichen Aares, schleppte er die Erinnerung an die unentfliehbare Kette nach sich, welche jeden zu wilden Aufflug seiner Phantasie, wie seiner Handlungen lähmend niederzog. Er war gebunden, ewig, unauflöslich, an ein Geschöpf, das er nicht kannte, das er aber eben darum haßte, weil er es lieben sollte. Man sagte zwar, Gräfinn Vittoria sey schön, verständig, edel, und ein tiefes glühendes Gefühl verberge sich bey ihr hinter einer scheinbar kalten Außenseite. Diese Eigenschaften, welche bey jeder Andern hingereicht haben würden, ihn anzuziehen, und zu versuchen, ob er die versteckte Gluth nicht wecken könnte, rührten nur Geronimo an seiner Verlobten nicht. Er schauderte vor dem Gedanken, ihr einst für sein ganzes Leben angehören zu müssen, und wußte durch tausend Ausflüchte und Listen dem Andringen seines Vaters zu entgehn, der ihn je früher je lieber mit der als

trefflich gerühmten Tochter seines Freundes verbunden gesehn hätte.

Geronimo hatte auf diese Art sein zwey und zwanzigstes Jahr erreicht. Jetzt wollte der Vater von keiner Entschuldigung mehr hören, und verlangte bestimmt, daß der Sohn ihn nach Florenz begleiten, dort seine künftige Gemahlinn kennen lernen, und nun mit Ernst an die Vollziehung einer Verbindung denken sollte, von der er sich so viel Glück für Geronimo als für das ganze Haus versprach. Geronimo war nicht dazu zu bereden. Er weigerte sich bestimmt, und es gab unangenehme Auftritte zwischen ihm und seinem Vater. Da brach der französische Krieg aus. Auch in Neapel zuckten seine Flammen auf, auch dort wurden Truppen gesammelt, um dem allgemeinen Feind aller bürgerlichen Ordnung und Ruhe entgegen zu wirken. Geronimo ergriff hastig diese willkommene Gelegenheit. Er sah in ihr nicht bloß ein glänzendes Feld für seinen Ehrgeiz, er fand auch dadurch Aufschub und Verzögerung für eine verhaßte Zukunft, die ihm nahe vor Augen stand. Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte er, und sein Vater sah sich endlich widerstrebend gezwungen, seinem Sohn zu willfahren, und

ihn thätigen Antheil an einem Kriege nehmen zu lassen, dessen Zweck es damahls war, die Vorrechte des Adels, die Unverletzbarkeit der Thronen, die Heiligkeit der Religion zu vertheidigen.

Er trat als Offizier in ein Regiment seines Vaterlandes. Aber der Mangel an kriegerischem Sinn, der nach einer langen erschlaffenden Ruhe bey den Italienischen Truppen eingerissen war, widerte seinem richtigen Gefühl wie seiner Einsicht. Er hatte Gelegenheit, bey den deutschen Truppen, die in Oberitalien standen, einen ganz andern Geist kennen zu lernen, und er drang daher so lange in seinen Vater, bis dieser ihm erlaubte, den Neapolitanischen Dienst mit dem Österreichischen zu verwechseln. Ehrgeiz und Thatendurst waren zum Theil sein Wunsch, zum Theil sein Vorwand, indem er hoffte, bey irgend einer Dislocation vielleicht mit seinem Regimente ganz aus Italien, und somit von dem Gegenstand seiner Abneigung, der ihm bestimmten Braut, wegzukommen. So vereinigten sich alle Umstände, um seinen Wünschen, wie verwegen und unlauter sie waren, entgegen zu kommen, und rechtfertigten sie noch in den Augen der Welt und seines

Vaters. Die Lebhaftigkeit seines Geistes, der persönliche Muth, die schnelle Fassungskraft, welche ihn früher in friedlichen Verhältnissen unter seines Gleichen ausgezeichnet hatten, machten ihn auch jetzt zum Augenmerk seiner Vorgesetzten und zum Vorbild seiner Gefährten, die er, wie an Wohlgestalt und Adel des Benehmens, so auch an geistigen Vorzügen weit übertraf, und er stieg bald bis zum Hauptmann. Einst wurde ihm der Auftrag gegeben, die Feinde unfern der florentinischen Grenze aus einer vortheilhaften Stellung zu vertreiben. Sie hatten sich hinter einem Fluße verschanzt. C..ica griff sie muthig an. Der Kampf war lange und hartnäckig. Endlich wichen die Feinde, die Deutschen drangen ungestüm vor, und warfen die Franken in eine unordentliche Flucht; doch zündeten diese, um ihren Rückzug zu decken, noch ein Dorf und ein Frauenkloster an, das auf ihrem Wege lag. Geronimo setzte ihnen nach, so viel es der Zweck seines Auftrages erforderte, und kehrte dann eilig zurück, den Unglücklichen zu helfen. Das Dorf, aus armseligen Hütten bestehend, war bereits ein Raub der Flammen geworden, während die stattlichen Mauern des Klostergebäudes der Wuth dersel-

ben noch widerstanden. Man rettete, was zu retten möglich war. Klosterfrauen und Pensionärs flüchteten nach einem Gartenpavillon, den seine Entfernung und die Richtung des Windes vor gleichem Unfall schützten.

C...ica erblickte hier manches niedliche Gesichtchen, das in ruhigern Augenblicken wohl seine Aufmerksamkeit gereizt haben würde. Jetzt wich jede eitle Betrachtung dem Ruf der Menschlichkeit und Pflicht. Er that, was er vermochte, um die Zagenden zu ermuthigen, die Gefährdeten zu retten. Sein Beyspiel belebte seine Krieger, sein Ernst hielt jede Anmassung im Zaum, und seine Besonnenheit ersetzte, was die Angst der Nonnen vergessen oder verworren hatte.

Da schrieen auf einmahl Mehrere zugleich: Ach Jesus, die Schwester Clare! Und ihre Nichte! rief eine Pensionärin, warf den Bündel, den sie trug, nieder, und rannte gegen das brennende Kloster zurück. O retten, retten Sie, Herr Capitän! rief jetzt eine ältliche Nonne, indem sie mit gerungenen Händen flehend auf den Marchese zuging: Dort, dort! Sie wies mit der Hand nach einer noch unversehrten Ecke des Gebäudes, welcher die Flammen sich zu nähern begannen. Aber was soll ich thun?

fragte der Marchese. Ach dort, war die Antwort, im ersten Stockwerk liegt eine kranke Schwester, und ihre Nichte, die sie pflegt, ist bey ihr. Eilen Sie, fliegen Sie! C..ica wandte sich, und hatte die Pensionärin, die den Bündel weggeworfen, schnell erreicht. Sie zeigte ihm den Weg über eine bey diesen Umständen sehr gefährdete Wendeltreppe in das Gemach der Kranken. Durch Rauch und sprühende Funken drang C..ica hinauf, und trat ins Zimmer, wo eine Klosterfrau in mittleren Jahren, deren bleiches Gesicht noch Spuren ehmahliger Schönheit trug, mit über ein Crucifix gefalteten Händen in frommer Ergebung den Flammentod zu erwarten schien, dem sie zu entrinnen unfähig war, und nur ihre Nichte zur eignen Rettung aufmahnte. In dem Augenblicke trat der Marchese ein. Die junge Person wandte sich und rief, indem sie auf ihn zusprang: O Sie sendet ein Engel des Himmels! Bey diesen Worten blieb sie erstarrt stehen. Engel! Engel! rief sie: O rette hier! Hier! Sie wies auf ihre Tante. Der Marchese flog hinzu. Er und noch einige seiner Leute, die ihm gefolgt waren, ergriffen die Kranke und ließen sie schonend an Stricken mit einem Theil ihrer Bet-

ten über das Fenster in den Garten hinab, wo bereits die Schwestern harrend standen, sie zu empfangen. Dann umfaßte der Marchese die zitternde noch immer verstummte Nichte, und sprang mit ihr, wie es gehen wollte, über die schon halb brennenden Stufen hinab. Hier legte er die Ohnmächtige ins Gras, und eilte weiter mit versengten Locken und geschwärzter Uniform, um noch zu retten und zu helfen, wo es Noth that. Der Eifer seiner Soldaten hatte bereits vieles bewirkt. Durch Vorbrechen war der größte Theil der Gebäude gerettet worden, aus den Übrigen ward geflüchtet, was noch der Mühe lohnte, der Rest sank in Gluth und Schutt. Die Truppe hatte mit Entschlossenheit ihre Pflicht erfüllt. Sie ordnete sich nun, und schickte sich an, ihren Marsch wieder anzutreten. Da sandten die guten Klosterfrauen Wein, Speise und allerley Gaben für die Mannschaft, und ein kostbares Geschenk für den Offizier, dessen Muth und Geistesgegenwart sie ihr Leben und den größten Theil ihrer Habe dankten. C..ica wehrte seinen Leuten nicht, die freundlich dargebothenen Erfrischungen anzunehmen, die er mit ihnen genoß. Für sein Geschenk ließ er den guten Nonnen danken, und hieß sie es den

Einwohnern des abgebrannten Dorfes senden. Somit zog er, wie es zu dunkeln anfing, weiter, und erreichte seine Station vor Mitternacht.

In seinem Herzen war es ruhig, ja das Gefühl einer menschenfreundlichen Handlung, das Bewußtseyn, nicht ohne eigne Gefahr für Andere thätig gewesen zu seyn, goß einen stillen Frieden, dessen er nicht oft so süß genossen hatte, in sein Herz. Aber nicht so gut war es der armen Vittoria geworden. Sie war die Pensionärinn, welche, um eine kranke Tante, die Schwester ihrer seligen Mutter, in einer langen schmerzhaften Krankheit zu pflegen, vor einigen Wochen aus dem Kloster in Florenz, wo sie bisher gelebt hatte, nach jenem Frauenstift auf dem Lande gekommen war. Damahls dachte man nicht daran, daß die Richtung der militärischen Operationen sich nach jener Gegend ziehen würde; und als es späterhin geschah, und Graf B..zi seine Tochter gern wieder nach dem sicheren Florenz zurück gehabt hätte, konnte sich diese nicht entschließen, die geliebte leidende Verwandte, die sich an ihre Pflege gewohnt hatte, zu verlassen. Sie war entschlossen, jedes Loos mit ihr zu theilen, und zu erleiden, was das Schicksal über sie Beyde verhän-

gen würde. So war sie auch an diesem Schreckenstag nicht von ihrem Lager gewichen; und nachdem mehrere Versuche, Hülfe zu errufen, oder die Kranke zu retten, ihrer schwachen Kraft mißlungen waren, war sie durch kein Zureden der Tante zu bewegen, sich mit Zurücklassung der hülflosen Kranken zu flüchten, weil es noch Zeit war.

Während dieses Wettstreites von Edelmuth und Liebe hörten die zagenden Frauen rasche Männertritte über die Treppe herauf stürmen, die Thüre flog auf, Vittoria stürzte den Eintretenden entgegen, und erstarrte nach den ersten Worten; denn ein wirklicher Engel des Himmels an Schönheit und Edelmuth schien vor ihr zu stehn. Ihm dankte sie ihre eigne Rettung, ihm, was ihr noch theurer war, auch die Erhaltung ihrer Tante. Auf seinen Armen, an seiner Brust lag sie, als er sie die Treppe hinab trug, und ihre Sinne schwanden vor der Gewalt so starker und so wechselnder Eindrücke, als die letzte Viertelstunde für sie enthalten hatte.

Als sie zu sich kam, war der himmlische Bothe verschwunden. Die Gespielinnen, die Klosterfrauen standen um sie. Man erzählte, man

verständigte sich, und mit einem Schrey des freudigsten Schreckens erfuhr Vittoria, daß der, der ihr so hinreissend erschienen war, und dem sie so viel zu danken hatte, der junge Marchese von C..ica, ihr Verlobter, ihr künftiger Gemahl war.

Ein neues Leben ging mit diesen Worten in der Brust des einsamen stillen Mädchens auf. Dieser edle, schöne, tapfere Jüngling war ihr beschieden, in seinen Armen sollte sie ihr Leben zubringen, und vor allen Frauen Italiens das neidenswertheste Loos erreichen. Sie zweifelte keinen Augenblick daran, daß auch C..ica, sobald er hören würde, wen er mit Gefahr seines eigenen Lebens aus den Flammen gerettet, den sichtbaren Finger der Vorsicht in diesem wunderbaren Zusammentreffen erkennen, und sich doppelt freuen werde, daß der wichtige Dienst, den er großmüthig einer Fremden zu leisten vermeinte, ihm die durch heilige Verpflichtungen angehörende Verlobte erhalten habe. Sobald also im Kloster alles wieder in leidlicher Ordnung war, schrieb sie sogleich an ihren Vater, theilte ihm den ganzen Vorfall mit, und ersuchte ihn, durch den al-

ten Marchese auch ihren Verlobten davon unterrichten zu lassen.

Graf B..zi schrieb an seinen Freund. Die einfache Erzählung, mit den rührenden Farben geschildert, wie das Gemüth des still und ernst erzogenen Mädchens sie wiederspiegelte, wirkte seltsam auf den alten Marchese, und ließ ihn aus der schnellen Entfernung seines Sohnes von dem Schauplatz der Begebenheit, aus seiner geringen Neugier, den Nahmen seiner Geretteten zu erfahren, oder aus seiner Gleichgültigkeit, wenn er ihn erfahren hatte, wenig Gutes für Vittoria ahnen. Aber Vittorien mußte diese Besorgniß ein Geheimniß bleiben und man suchte sie mit allerley Vorspiegelungen hinzuhalten. Indeß bekam C..ica's Regiment Befehl, aus Italien an den Rhein zu marschieren, und Niemand war froher als der Marchese, als er die Alpen und mit ihnen das Land, wo ihn eine öde Zukunft angähnte, im Rücken hatte, und in den weiten Räumen, die sich vor ihm ausbreiteten, einen neuen Schauplatz für seine Wünsche und Talente erblickte.

Das alte Spiel begann mit neuer Lust. Lie-

be und Ruhm theilten sich in das Herz und die Zeit des jungen Kriegers. Er stieg mit raschen Schritten zum Stabsoffizier empor; ein Ehrenzeichen schimmerte an seiner Brust, und der, dem keine Batterie, kein Festungswall widerstand, fand auch wenig Widerstand im Herzen jener Damen, die den, vom Rufe verkündeten, Sieger mit Verlangen erwarteten, um ihn zu besiegen oder von ihm besiegt zu werden.

Von allem diesem durfte Vittoria nichts ahnen. Es war auch leicht, in der Abgeschiedenheit des Klosters, in dem sie lebte, und bey ihrem geringen Hang, sich von den Welthändeln zu unterrichten, diese Nachrichten von ihr fern zu halten. Aber daß Geronimo gar nichts über sein Abenteuer im Kloster schrieb, und, als sein Vater ihn damit bekannt machte, sich sehr unzart äußerte, er habe das Mädchen wenig angesehn, und es sey ihm völlig einerley, ob er diesen Dienst der Menschlichkeit einer ganz fremden, oder dieser ihm ewig fremd bleibenden Person geleistet habe, das ließ den Vater tief in das Herz des Sohnes blicken, und erstickte beynahe jeden Funken der Hoffnung auf das Gelingen seines Plans. Indessen mußte Vittorien doch etwas gesagt werden. Man ließ

Briefe verloren gehen, Geronimo in der Hand verwundet werden, sein Regiment in steter Bewegung seyn u. s. w. Vittoria glaubte eine Weile. Was glaubt die Liebe und ein heftiger Wunsch nicht! Sie rief sich noch immer mit Lust die Scene jener Feuersbrunst zurück; sie mahlte sich jeden Blick, hörte noch jedes Wort, und sog süßes Gift aus diesen Erinnerungen. Mit Herzklopfen vernahm sie die Ankunft des Briefbothen an der Klosterpforte, sie kannte den Zug der Klingel, der ihn verkündete; mit Angst erbrach sie die Briefe ihres Vaters, in deren jedem sie Nachricht von dem Geliebten erwartete. Es kam keine. Endlich hätte auch die gutmüthigste Leichtgläubigkeit sich nicht länger beruhigen lassen; denn mehr als ein Jahr war nun vorüber gegangen, seitdem der launenhafte Zufall ihr ihren Verlobten gezeigt, und wieder entrückt hatte. Er mußte von diesem Ereigniß wissen, er mußte die kennen, die er gerettet, die er sich dadurch mit ewigen Banden verpflichtet hatte, und — er gab kein Lebenszeichen, ja sie schien nicht auf der Welt für ihn zu seyn! Dieser Gedanke durchwühlte ihre Brust mit stechendem Schmerz, und nur mit Anstrengung und nach vielen bittern Kämpfen brachte sie es zur Über-

zeugung und zum Glauben an ihre Verlassenheit. Dennoch erneuerte die ängstliche Liebe noch öfter jene Hoffnungen, der kalte Verstand gab immer dieselbe Antwort, und dieser ewige Wechsel zerstörte endlich den innern Frieden der Unglücklichen.

Ihre Gesundheit litt sichtbar, ihr feuriges Auge erlosch unter vielen Thränen, die zarten Züge sanken ein, und das feine Roth der Wangen erblich. Als nun aber der Friede von Campo Formio nach langen Stürmen der müden Welt einige Ruhe verhieß, und die Regimenter in ihre Standquartiere rückten, kam auf einmahl in Vittoria's Einsamkeit die Nachricht, der alte Marchese C..ica liege an einer schweren Krankheit zum Tode nieder, und habe seinen Sohn zu sehen und zu sprechen gewünscht. Der Friede gebe dem jungen Mann die Freyheit, nicht allein jetzt, sondern für immer den Kriegsdienst zu verlassen, und seine Güter im Neapolitanischen anzutreten, und es sey also kein Zweifel, daß er ehestens nach Italien kommen und Vittoria's Geschick sich dann entscheiden müsse.

Diese Kunde regte alle Fibern ihres Herzens in stürmischer Bewegung auf, und wirkte

nicht wohlthätig auf das vorher schon gestörte Gleichgewicht ihres Wesens. In ruhloser Spannung sah sie jetzt jeder Nachricht entgegen, deutete jedes Wort, das sie vernahm, schöpfte aus jedem Ereigniß Gründe zur Hoffnung oder Angst, ja ihr von Liebe und Schwärmerey durchdrungenes Gemüth suchte sogar prophetische Andeutungen in jeder Kleinigkeit, legte das Glück oder Unglück ihrer Zukunft in jede zufällige Begebenheit, jedes Blumenblatt, jeden Zug der Wolken.

Jetzt vernahm sie, daß Geronimo in Neapel eingetroffen, und eben noch zurecht gekommen sey, um den Segen seines sterbenden Vaters zu empfangen. Nun stand ihr mit jedem Augenblick die Entscheidung ihres Schicksals, der Ausspruch über Glück oder Unglück ihres ganzen Lebens bevor. Mit aufreibender Unruhe erwartete sie jeden Posttag und erbrach jeden Brief ihres Vaters. Aber es vergingen zwey, drey Monathe, und es kam keine Nachricht. Stolz und Rücksicht für die Würde seiner Tochter verbothen dem Grafen B..zi den geringsten Schritt zu thun. Nur entfernte Erkundigungen waren möglich, und was diese gaben, klang nicht tröstlich. Marchese C..ica war, sobald

es der Anstand erlaubte, wieder überall zu sehn, wo die glänzende Welt sich versammelte, und wie einst der Liebling des schönen Geschlechts, der Neid und das Augenmerk des seinigen. An seine Braut, an die Pflichten, die er gegen sie habe, schien er nicht zu denken.

Endlich fiel es ihm doch ein, und Graf B..zi erhielt einen Brief von ihm. In sehr zierlichen Redensarten, und mit Betheurung der großen Achtung, welche er gegen das Haus B..zi hege, bedauerte er, daß es seinem Herzen unmöglich sey, die Verpflichtung zu erfüllen, welche sein Vater in einem Alter für ihn eingegangen, in welchem er Geronimo, von nichts in der Welt und also auch nicht von der Wichtigkeit eines solchen Vertrages eine Vorstellung haben konnte; daß er, so lange sein Vater gelebt, aus kindlicher Pflicht das Band nicht zu lösen gewagt habe, welches doch keines der beyden Verlobten, die sich nicht liebten, ja nicht einmahl kannten, beglücken würde; daß er aber jetzt sich um den Grafen B..zi, und selbst um Gräfinn Vittoria, deren Schönheit und Tugend ihr die Achtung der ganzen Welt zusichere, ein Verdienst zu erwerben glaube, wenn er freywillig diesem Bündnisse entsage, und der Gräfinn die

Freyheit gebe, mit ihrer Hand, ihren Reizen, ihren Reichthümern einen Würdigern zu beglücken u. s. w.

Der Brief war künstlich abgefaßt; aber die Blumen, welche den Stachel, den er enthielt, verdecken sollten, vermochten den besorgten Vater nicht zu täuschen. Er hörte aus allem nur die Zernichtung aller seiner Wünsche, und, wie er den Gemüthszustand seiner Tochter kannte, ihr Todesurtheil. Liebe zu seinem Kinde, der Wunsch, ihr wo möglich das zu erhalten, was sie für ihr größtes Glück hielt, übermannten endlich seinen gerechten Stolz, und er ließ sich herab, dem Marchese viel milder zu antworten als er es sich im ersten Gefühl beleidigter Ehre vorgenommen hatte. Er schien nur die Worte desselben auffassen, und den Sinn mißverstehen zu wollen, indem er ihm versicherte, daß er nach dem wichtigen Dienste, den er seiner Tochter geleistet, ihr und ihm nicht mehr fremd seyn könnte, und daß es Vittorien nicht schwer werden würde, falls ihre Verbindung vollzogen werden sollte, die Gesinnungen der Dankbarkeit, welche sie für den Retter ihres Lebens hege, in zärtlichere Empfindungen zu verwandeln.

Geronimo fluchte, wie er den Brief empfing, und antwortete in der Aufwallung seines Ärgers so trocken und bestimmt auf des Grafen schonende Ausbeugung, daß dieser nur von der Rücksicht auf sein Alter, und Vittoria's doppeltes Unglück abgehalten wurde, den bübischen Verächter aller Treue und Ehre nicht zum Zweykampf zu fordern, und die verletzte Ehre seines Hauses in dessen Blute abzuwaschen. Einer Antwort würdigte er ihn nicht, und dachte nur daran, wie er seiner unglücklichen Tochter diese Nachricht beybringen sollte. Seine fromme Schwägerinn, eben jene Schwester Clara, an deren Krankenbette Vittoria zuerst den Mörder ihrer Ruhe hatte kennen lernen, mußte ihm beystehen, sie vorzubereiten, zu trösten, zu stärken. Er sprach mit ihr darüber und der schwere Schritt wurde mit der größten Vorsicht und Schonung gethan. Aber alle diese Sorgfalt scheiterte an der leidenschaftlichen Heftigkeit, womit die Nachricht Vittorien ergriff. Vergebens bemühten sich Vater und Tante, ihr den Verlust eines Unwürdigen als einen Gewinn für ihr künftiges Glück zu schildern; vergebens suchten sie, sie zu überzeugen, daß sie an der Hand eines gleichgültigen oder erzwungenen

Gemahls nie ein ihrer Tugenden würdiges Loos gefunden haben würde. Jener erste Moment, wo die Göttergestalt ihr erschienen war, sein Heldenmuth, seine Menschenliebe hatten für ihr Leben entschieden. Was ihre Verwandten ihr von seiner wüsten Lebensweise sagten, glaubte sie nicht, sie sah nur Unglück und Verblendung in seiner Weigerung, sie hörte keine Vorstellung, keinen Trost an. Thränen, Verzweiflung oder dumpfes Starren wechselten in ihrem Gemüthe; noch denselben Abend ergriff sie ein hitziges Fieber, und nach drey Tagen, während welchen sie entweder in dumpfer Betäubung lag, oder in wüthenden Phantasien den Nahmen des Unseligen auf ihren Lippen, sein Bild vor ihren entflammten Blicken hatte, endete ein convulsivischer Anfall ihr Leben, nicht ohne daß sie vorher wohl hundertmahl versichert und geschworen hatte, der von Gott ihr bestimmte Verlobte müsse ihr werden, und sie werde auch im Grabe nicht von ihm lassen. Der trostlose Vater ließ die irdische Hülle seiner Tochter in die Familiengruft des fürstlichen Hauses von S.. no im Neapolitanischen, von dem er stammte, mit aller jener Pracht und Feyerlichkeit abführen, die seinem zerrissenen

Herzen ein täuschendes Labsal von erwiesener Liebe und Ehre gab, und folgte ihr binnen Jahresfrist. Schwester Clara, an Entsagen gewohnt, übertrug in stiller Ergebung auch diesen Schmerz. Dem Verräther ward die Kunde aller dieser Ereignisse nur durch öffentliche Blätter.

Vittoria's Tod, der seinem schnöden Brief sobald gefolgt war, daß er den Zusammenhang dieser Begebenheiten nicht mißkennen konnte, erschütterte den leichtfertigen Sünder doch ein wenig, und er blieb ein Paar Tage ernster; bald aber riß ihn der Wirbel der Zerstreuungen mit sich hin, und das glückliche Gefühl der neuen Freyheit übertäubte die Vorwürfe seines ohnehin nicht zarten Gewissens.

Was er gehofft hatte, ward ihm doch nicht. Eben die Losgebundenheit von dem Joche, welches ihn so schwer gedrückt hatte, gab ihm, indem sie ihm die Möglichkeit darboth, jedes beliebige Band zu knüpfen, eine Unentschlossenheit und Wähligkeit, die er vorher nicht gekannt, und nie zu kennen gedacht hatte. Gesättigt durch leichtsinnige Liebeleyen, hauptsächlich nur mit jener Art von Weibern bekannt,

deren Aufführung ihn an jeder weiblichen Tugend zweifeln machte, hielt er das ganze Geschlecht für nichts weiter als ein Spielzeug seiner Launen, und glaubte sich von jeder Rücksicht oder zarteren Empfindung gegen jene losgesprochen, deren Streben ja auch nur nach Genuß, oder nach seinem Nahmen und Reichthum zielte.

Diese Ansicht kühlte den ohnedieß Erkalteten, spannte den Genußsatten noch mehr ab. Nie gewohnt, streng über sich nachzudenken, war er weit entfernt, den Grund seines Überdrusses in seiner eignen Brust zu suchen, schrieb alle Schuld auf die Sinnesart seiner Landsmänninnen, und hoffte in andern Ländern, neuen Lebensgenuß, frischen Reiz für sein ermattetes Herz zu finden. In dieser Absicht trat er zwey Jahre nach Vittoria's Tode eine große Reise durch Europa an, sah Wien, Berlin, Paris, London, und jene Gegenden Deutschlands wieder, in denen er als lebensfroher Jüngling, als ruhmbegieriger Krieger gelebt, und Alles so viel schöner und ansprechender gefunden hatte, als jetzt. Er warf das Geld mit vollen Händen hinaus, er jagte nach jeder Freude, haschte nach jedem Schein des Glückes und

sank unbefriedigt, angeeckelt, nach einem kurzen Wahn in seine vorige Unbehaglichkeit zurück.

Drey Jahre irrte er so in weiten Fernen herum, und kehrte endlich, um viele Tausende ärmer, und um nichts als unangenehme Erfahrungen reicher, wieder nach Neapel zurück. Hier fanden ihn seine Freunde sehr geändert, und schrieben seinen Mißmuth, seine Unempfänglichkeit einem Anfall von Spleen zu, den er sich in England gehohlt. Er aber suchte noch immer nach Genuß und Freude, ohne sie zu finden, und verfiel auf die seltsamsten Einfälle, die kostbarsten, die ungereimtesten Unterhaltungen, um durch das Ungewöhnliche seine ermattete Einbildungskraft aufzuregen, und sich auf kurze Zeit der Täuschung, als sey er jetzt wirklich vergnügt, hinzugeben.

Mitten unter diesen fruchtlosen Bestrebungen sorgte indeß der Zufall freundlicher für ihn, als alle seine Erfindungskraft nicht hatte thun können. Es war an einem schönen Frühlingsnachmittag, als er durch die Straßen von Neapel schlendernd, ohne eigentlich zu wissen

warum? in die Hallen einer geöffneten Kirche trat, in welcher der Nachmittags-Gottesdienst Menschen versammelt hatte. Am Hochaltare flammte heller Kerzenschein und tönte Gesang und Glockenläuten, aber in den Seitengewölben herrschte Dämmerung und Schweigen; und in einer dieser Vertiefungen erblickte er eine Frauengestalt in tiefer Trauer vor einem Altar in stiller Geistessammlung hingesunken, deren Haltung und Anzug nichts Gewöhnliches verkündete, und sie auffallend von den gemeinen Gestalten unterschied, welche zu dieser Stunde die Kirchen zu besuchen pflegen. Der Marchese betrachtete sie aufmerksam. Der schwarze Schleyer, der ihr Gesicht gerade von der Seite beschattete, wo Geronimo stand, hinderte ihn zwar ihre Züge zu sehn; doch konnte er bemerken, daß sie sehr edel gebaut, mit Geschmack und jener Wahl gekleidet war, die auf höhern Stand und feinere Bildung schließen ließ. Auch gewahrte er bald zwey Bediente in eleganter Livree, die etwas weiter rückwärts standen, und wahrscheinlich das Gefolge der Dame ausmachten, da rings umher in der Kirche sich Niemand zeigte, dem sie angehören konnten. Er betrog sich auch nicht. Die Vesper

war zu Ende, die Gemeinde kam in Bewegung und mit ihr die schöne Dame. Eine lange edle Gestalt richtete sich von den Stufen, worauf sie gekniet hatte, auf, die Bedienten traten herzu, dieser um das Gebethbuch, jener um die Schleppe zu fassen; sie wendete sich, und der Marchese erblickte ein Gesicht von so ausgezeichneter Schönheit, so himmlischem Ausdruck, daß er, der feine Kenner weiblicher Reize, sich mit Überraschung gestand, nie etwas dergleichen gesehen zu haben. Die auffallende Blässe, die diese zarten Formen überzog, gab, indem sie die schwermüthige Gluth der dunkel beschatteten großen Augen erhob, der ganzen Gestalt einen rührenden Ausdruck, und fesselte des Marchese Aufmerksamkeit mit einer Gewalt, deren er sich selbst kaum mehr fähig gehalten hatte. Er folgte ihr auf dem Fusse, er stellte sich an die Kirchthüre, wo sie des Gedränges wegen einige Augenblicke stille stehn mußte, so, daß er sie ganz genau betrachten, und nun im vollen Lichte des Tages bestätigt sehen konnte, was ihm in der Dämmerung der Seitencapelle nur ahnend erschienen war. Jetzt rollte eine elegante Equipage vor, die Bedienten öffneten den Schlag, die Dame stieg ein, der Marchese stand

verloren in der Anmuth der Bewegung, mit der sie es gethan hatte, und der Wagen rasselte über das Pflaster hin. Nun hatte Geronimo nichts Eiligeres zu thun, als sich in eine der Miethkutschen zu werfen, die zu seinem Glücke der Kirche gegenüber standen, und dem Kutscher zu befehlen, jene Equipage nicht aus den Augen zu lassen, und ihr nachzufahren, wo immer sie sich hinwenden möchte. Was er befohlen hatte, geschah. Der elegante Wagen fuhr durch einige Straßen, dann aus der Stadt hinaus, weit in die einsame Campagne, wo von fern nur einzelne Häuser standen. Geronimo erblickte gegenüber einiger ärmlichen Hütten ein zwar prächtiges, aber dem Anscheine nach unbewohntes Schloß, dessen Bauart und Ansehn auf ehemahligen Glanz und jetzige Verfallenheit schließen ließ. Hier hielt der Wagen. Das Thor öffnete sich, die Kutsche rollte in einen finsteren Thorweg, die Flügel schloßen sich knarrend wieder. Der Marchese sprang aus, hieß seinen Miethwagen warten, und zog die Klingel. Niemand kam. Er wurde ungeduldig, er schellte, das zweyte, das sechste, das zehntemahl. Endlich öffnete sich ein Nebenpförtchen. Eine alte Frau in sauberer bürgerli-

cher Kleidung sah zur halb geöffneten Thüre heraus, und fragte, was beliebte?

Der Marchese erkundigte sich, wer hier wohne? Die Alte schien befremdet, sie antwortete nicht, und weigerte sich lange, dem vorwitzigen Frager Bescheid zu geben. Endlich erhielten seine Schmeicheleyen, sein Gold so viel zur Auskunft, daß eine fremde vornehme Dame, die über den Verlust ihres Gemahls untröstlich sey, seit einigen Wochen dieß sonst unbewohnte Landhaus gemiethet habe, um hier ihrem Schmerze in tiefster Einsamkeit zu leben. Den Nahmen der Dame konnte Nichts der Alten entlocken, und es wurde dem Marchese zuletzt wahrscheinlich, daß das nicht sowohl gewissenhafte Verschwiegenheit als wirkliche Unwissenheit sey, indem die Dame es nicht für nöthig gefunden haben mochte, der Alten, die eine Pförtnerinn oder Hausmeisterinn zu seyn schien, ihren Nahmen preis zu geben.

Er hatte nicht viel erfahren; aber es diente dennoch, den Funken, der in sein Herz gefallen war, zu lebhafterem Gefühl zu entflammen. Die Schönheit der Unbekannten hatte hingereicht, seine Neugier und seine Theilnahme aufzureizen, die Seltsamkeit des Abentheuers stei-

gerte seine Erwartung, die Schwierigkeiten verdoppelten seinen Eifer, und er ertrug es sehr ungern, daß ihm die Alte mit der bestimmtesten Kälte jede Hoffnung abschlug, ihre Dame zu sprechen, oder ihr auch nur von diesem Wunsche Kunde zu geben.

Mißmuthig, aber nichts weniger als entmuthigt, verließ er das Haus und kehrte nach Neapel zurück, um hier in den Cirkeln der großen Welt, und durch seine Vertrauten in den niederen Regionen, irgend eine Nachricht von seiner Artemisia einzuziehn. Doch auch diese Bemühungen blieben fruchtlos, besonders da er, um sein Geheimniß nicht ganz bloß zu geben, und sich vielleicht Nebenbuhler zuzuziehn, die größte Vorsicht brauchen mußte.

Indessen fand er sich gleich am folgenden Tage um dieselbe Stunde in derselben Kirche ein, wo er gestern die schöne Betherinn gesehen. Sie war nicht da. Er suchte sie an andern Andachtsorten, er fuhr auf's Land, er ging um die wohlverschloßne Villa herum — kein Mensch zeigte sich. Er klingelte — niemand kam, auch die Alte nicht; er mußte unverrichteter Dinge abziehen, aber er that es mit dem festen Entschluß, doch sein Ziel zu erreichen, wie er es

hundertmahl schon durch Schmeicheley, Gold und Liebenswürdigkeit erreicht hatte.

Abgekühlt durch fruchtlose Bestrebungen und mehrere darüber hingegangene Tage, sah er endlich ein, daß so stürmende Versuche vielleicht unzweckmäßig seyn, und Geduld, mit List verbunden, ein sicherer Führer werden möchte. Er faßte sich in Ergebung, er schlich um das Haus herum, er erspähte alle Gelegenheiten und sah nach mehreren Tagen die Alte mit einem Korbe dem nächsten Dorfe zu wandern. Er folgte ihr, knüpfte ein Gespräch an, der Dame ward nicht erwähnt, aber er hatte Lust, sich in der Gegend anzukaufen. Er fragte, wem das Haus gehörte, in dem die Alte wohnte, und hörte den ihm unbekannten Nahmen einer ausländischen Familie nennen, die dieses Haus vor vielen Jahren gekauft, weil damahls einem Gliede derselben von dem Arzte die milde Luft von Neapel war verordnet worden. Seitdem war es meist leer gestanden, wenn nicht vielleicht Jemand aus diesem Hause hierher gekommen, oder man es einem Reisenden aus Gefälligkeit zu bewohnen erlaubt habe. Auf diese Weise war

es auch der Wohnsitz der Dame in Trauer geworden, die ebenfalls hier fremd sey. Der Marchese wünschte, es besehn zu dürfen, jedoch ohne die Dame zu belästigen; er bath daher, ihm die Stunden zu nennen, wenn sie nicht zu Hause, vielleicht in Neapel bey Bekannten, vielleicht in der Kirche wäre u. s. w. Die Alte wurde geschwätziger. Die Dame hatte keine Bekannten in Neapel, ihre Andacht verrichtete sie meistens in der Schloßcapelle; doch wolle sie suchen, sie dahin zu vermögen, daß sie in den Garten hinab ginge, indeß ein Fremder die Wohnung besehen wollte. Der Marchese war auch damit zufrieden, er beschenkte die Alte großmüthig, und versprach in zwey Tagen wieder zu kommen; er wollte nicht zu hastig scheinen.

Diese zwey Tage dünkten ihn unerträglich lang; denn am Dritten hoffte er ohne Zweifel seine Unbekannte zu sehen. Er hatte seinen Plan entworfen, durch List oder Kühnheit mußte er gelingen. Er fuhr an die Villa, die Alte öffnete, er trat in den Hof. Bogengänge in edelm Styl reihten sich um den viereckigten Raum, in welchem ein Springquell aus einer sehr schön gearbeiteten Gruppe von Wassergöttern einen reinen Strahl in die Luft empor

spritzte. Ein paar dunkle Pinien beschatteten in einer Ecke einen steinernen Sitz, hoher Graswuchs bedeckte den unbetretenen Platz, alles war still, menschenleer, und zeugte von langer Unbewohntheit, ja von Verfall. Der Marchese sah sich rings um, ein seltsames Gefühl ergriff ihn, eine Art von Wehmuth die er nie gekannt hatte. Die Alte wies durch eine luftige Halle, von hohen Marmorsäulen unterstützt, auf den hinter der Villa gelegenen Garten, wo Eiben-Pyramiden, steifgeschnittene Alleen, und einige Statuen in dunkeln Spalier-Nischen die Pracht der ehmahligen Besitzer, wie den Geschmack der Zeit beurkundeten, in welcher das Alles erbaut worden war. Dann führte sie den Marchese eine schöne breite Treppe hinauf, durch prächtig aber altmodisch eingerichtete Gemächer, rühmte Bauart und Bequemlichkeit des Hauses, und sagte, indem sie noch ein Zimmer öffnete und leiser sprach: die Signora sey zu Hause, und habe nichts dagegen, daß Jemand den Pallast besähe, vielmehr wünschte sie ihren Freunden, die ihn ihr auf kurze Zeit zu bewohnen erlaubt, durch einen vortheilhaften Verkauf nützlich zu werden. C...ica hörte diese Worte mit großem Vergnügen; doch vermied er es zu

zeigen. Er ging mit der Alten noch recht gemächlich alle Gänge und Abtheilungen des Schlosses durch, und verlangte erst dann, daß sie der Signora in seinem Nahmen danken, und ihm die Erlaubniß erbitten möchte, wenn es ohne ihre Ungelegenheit geschehen könne, auch jene Zimmer zu sehn, die sie bewohnte. Die Alte ging, der Marchese blieb allein, seinen Gedanken überlassen; sie waren alle bey der Unbekannten, und deßwegen hatte er nicht Zeit zu bemerken, was ihm sonst aufgefallen seyn würde, daß in dem ganzen weitläufigen Gebäude außer der Dame und der Pförtnerinn kein Mensch zu hausen schien. Die Alte kam zurück. Die Dame hatte eingewilligt. Eine lebhafte Röthe der Freude überflog Geronimo's Gesicht. Sie gingen durch einige sehr einfach eingerichtete Zimmer, und nun öffnete die Pförtnerinn ein Kabinet, das hoch, gewölbt, und, nur durch ein einziges Fenster erleuchtet, nicht sehr hell war. Die Aussicht ging über den Garten hin nach dem Vesuv. Ein Alkov, von hohen marmornen Säulen gebildet, zwischen denen ein dunkler seidner Vorhang bis zur Erde hing, verdeckte einen noch innerern Theil des Gemaches. Der Marchese glaubte allein zu seyn. Er betrachtete

die Einrichtung, die Geräthschaften; alles trug das Gepräge eines düstern, von diesem Leben abgewandten Sinnes. Da rauschte es hinter ihm wie ein seidenes Gewand; er sah sich um, die Unbekannte stand vor ihm, und vielleicht zum erstenmahl, seit jener goldnen Zeit der ersten Liebe in seiner ausgeglühten Brust, benahm ihm der Anblick so großer und wunderbarer Schönheit die Fähigkeit, den ersten Augenblick der Bekanntschaft durch eine kalte Galanterie zu entweihen. Er stand ein paar Secunden sprachlos; nun sagte die Dame mit einem Silberlaut, der unbeschreiblich tief in sein Herz drang, ihm einige höfliche Worte über das Geschäft, das ihn hergeführt, und gab ihn dadurch sich selbst wieder. Er faßte sich, schalt seine Schüchternheit innerlich selbst, und war wieder ganz, was er immer gewesen, der unbefangene und seines Erfolges sichere Sieger des schönen Geschlechtes.

Hier indessen schienen die oft erprobten Künste sich dennoch nicht zu bewähren. Auf diese edlen aber höchst ernsten Züge war durch keine noch so feine Schmeicheley ein Lächeln zu zaubern, diese blassen Lippen öffneten sich nur zu gehaltvollen aber kalten Worten, und die rührend

gesenkten dunkeln Augen hoben sich nur selten bis zu denen des Marchese. Alle Wünsche, alle Empfänglichkeit für Erdenfreuden schienen in dieser trauernden Gestalt mit dem geliebten Gemahl nach jenseits entflohen zu seyn, und ihr nur ein schattengleiches Daseyn zurück gelassen zu haben. Doch selbst diese Abgeschiedenheit von allem Irdischen, bey so viel Geist und Gemüth, wie sich unverkennbar in den Äußerungen der Unbekannten zeigte, bildete eine so anziehende Erscheinung, daß der Marchese sich viel und ernster bewegt fühlte, als er es diesem Abenteuer anfänglich zugetraut hatte. Klugheit und eine gewisse Schüchternheit, die der Anblick dieser Frau ihm einflößte, bewogen ihn, seinen ersten Besuch sehr kurz zu machen. Doch wagte er es beym Fortgehn, leise auf die Möglichkeit anzuspielen, ob er auch wieder kommen, und mit ihr das Weitere wegen Zeit und Bestimmung des Hauskaufes abreden dürfe? Sie sagte nicht Nein, sie sagte nicht Ja, sie sah stumm und seufzend vor sich hin, und C...ica sah sich genöthigt, seine Frage bestimmt zu wiederhohlen, und sich die gelegene Stunde zu erbitten. Nun, wie aus einem Traume erwachend, heftete sie den Blick mit seltsamen Aus-

druck auf ihn, und sagte: Heut über acht Tage um zehn Uhr Vormittag. Sie neigte den Kopf, der Marchese verbeugte sich ebenfalls tief, und ging.

So war ihm noch nie zu Muthe gewesen, so angezogen und doch so fern gehalten hatte er sich noch nie gefühlt. Er war sich selbst ein Räthsel geworden, und in Träume versunken, doch wohl zufrieden mit seiner neuen Bekanntschaft, kehrte er den Weg nach Neapel zurück, und mühte sich vergebens und lange ab, zu finden, an was ihn diese Unbekannte erinnere, wo er diese Züge gesehn, und besonders den Ton dieser Stimme gehört hätte? Denn es war ihm, je länger er mit ihr gesprochen, je wahrscheinlicher geworden, daß er sie damahls in der Kirche nicht zum erstenmahl in seinem Leben gesehn habe. Doch mit aller Anstrengung fand er gar nichts in seinem Gedächtnisse, was ihm Aufschluß geben konnte, und er entsagte endlich dem fruchtlosen Sinnen.

Während der acht Tage, welche die Unbekannte so strenge zwischen seinen ersten und zweyten Besuch gesetzt hatte, hatte seine alte Natur Zeit gewonnen, sich wieder in ihrer ganzen Verderbtheit zu erheben. Er schalt sich einen Thoren, daß er sich von einer, nur neuen und künst-

licheren Maske der Coketterie hatte täuschen, und in reifen Jahren bey so viel Weiberkenntniß von dem oft versuchten und stets zweckmäßig befundenen Pfade der Kühnheit und Schmeicheley habe abbringen lassen. Ihm erschien nun die ganze Sache in anderem Lichte. Die Signora auf der alten Villa war nichts anderes und nichts besseres als alle übrigen Evenstöchter; ihre Zurückgezogenheit war ein wohl ausgelegter Köder, ihre Trauer um den verstorbnen Gemahl ein überdachtes Spiel, um lebendigen Liebhabern anziehender zu erscheinen, ihre Kälte endlich Maske, um sich kostbar und neu zu machen. Er glaubte sogar sehr großmüthig zu seyn, wenn er über ihre Familie, Stand und Witwenschaft weiter keinen Zweifel hegte, und sie für das nahm, wofür sie sich gab.

Ungemein abgespannt durch Betrachtungen dieser Art, und fest entschlossen, das nächste Mahl bessern Gebrauch von der Erlaubniß, die Dame zu besuchen, und bedeutendere Fortschritte in ihrer Gunst zu machen, erwartete er ruhig aber mit Lust den bestimmten Tag und war mit dem Schlage zehn Uhr an der Villa.

Die Pförtnerinn schloß auf und geleitete ihn wie das erstemahl durch die lange Reihe von Zimmern. Dießmahl fiel es ihm auf, daß er außer ihr Niemand gewahr worden war, der zur Bedienung einer Frau gehören konnte, die nach Allem zu urtheilen von hohem Range war; das erregte seine Neugier, und gab dem Verhältniß einen Reiz mehr. Mit angenehmer Erwartung trat er in das Kabinet, das die Alte öffnete und ihn eintreten ließ.

Die Unbekannte stand vor ihm. Ein galant keckes Wort, das von seinen Lippen flattern wollte, erstarb vor dem finstern Ernst, mit dem sie ihn schweigend betrachtete; er verbeugte sich stumm und ehrerbiethig. Schweigend ging die Signora auf das Canapeh in der Nische des Kabinettes zu; schweigend deutete sie dem Marchese, auf einem Stuhl Platz zu nehmen; sie fand es nicht für gut zu reden, und ihm mangelte zum erstenmahl in seinem Leben der Muth. Es lag ein Ausdruck von Ernst und Todeskälte in diesen blassen Zügen, der ihm das Herz zusammenzog, und dennoch schien aus der Tiefe des dunkeln Auges ein Strahl warmer Lebens- ja Liebesgluth zu brechen, der einen unbeschreiblichen Eindruck machte, und was jene Kälte zu

erstarren drohte, in tiefer ahnender Wärme wieder löste. Endlich fand er nach und nach seine Unbefangenheit wieder, und ein gleichgültiges Gespräch begann, in das die Fremde Anfangs nur einzelne Worte mischte, aber diese so aus der Fülle eines leidenschaftlich erregten, mit allen Schmerzen und höhern Freuden des Lebens bekannten Gemüths, daß die Unterredung bald zur größten Lebhaftigkeit stieg, und der Marchese, als die Stunde des Abschieds schlug, sich gestehen mußte, daß er sich seit Langem nicht so gewaltig von einem weiblichen Wesen angezogen, und in so strengen Schranken ehrerbiethiger Entfernung gehalten gefühlt hatte, über die ihn keine Galanterie, keine Keckheit, keine wüste Erfahrung hinaus half. Auch die Dame hatte gegen Ende des Besuchs etwas von ihrer eisigen Kälte nachgelassen, es schien, als fände auch sie Wohlgefallen an der Unterhaltung mit dem vielseitig gebildeten, welterfahrnen Manne, und sie erlaubte ihm auf seine angelegentliche aber bescheidne Bitte, sie in vier Tagen zwischen sechs und acht Uhr Abends zu besuchen.

Dießmahl stellte der Marchese keine so kühlen, so lästernden Betrachtungen über seine neue

Bekanntschaft an, und der Verstand herrschte nicht mehr unumschränkt über seine innere Welt. Ein sanfter Hauch warmer Neigung, etwas von Mitleid, Achtung und innigem Wohlgefallen wehte darin, schmolz jene eisigen Stacheln, und eine seltsame Scheu, die er sich nicht zu erklären wußte, hielt, indem sie jede schnelle Annäherung hinderte, diese werdende Neigung in angenehmer Spannung. So erwartete er mit lebhafter Regung den vierten Tag, und was seit vielen Jahren nicht geschehen war, er ertappte sich auf kleinen Träumereyen, auf leisen Anklängen von Sehnsucht, freylich alles nur im Dämmerlicht der längst ausgeglühten Gefühle; aber dennoch verbreiteten sie ein ungewohntes Leben in ihm, und liehen den gleichgültig gewordenen Umgebungen einigen Reiz durch die neuen Beziehungen, in welche sein Wunsch nach der Unbekannten sie versetzte. Der vierte Tag kam endlich; der Marchese hatte vielleicht seine Uhr zu stellen vergessen, es war noch lange nicht sechs Uhr, als sein Cabriolet vor der Villa hielt. Die Pförtnerinn ließ ihn ziemlich warten, und bedeutete ihn, wie sie endlich kam, daß er sich indessen in den Garten verfügen möge, weil Signora erst mit dem

Schlag sechs Uhr zu sprechen sey. Das dünkte ihn seltsam, er sah nach der Uhr des Schloßthurmes, es fehlten kaum dreyzehn Minuten. Wie konnte man gar so pünktlich seyn! Doch seine Verwunderung, seine Ungeduld halfen nichts, er mußte sich bequemen, einen Gang durch den Garten zu thun. Die Stille, welche hier herrschte, die alterthümlich steifen Alleen, die ausgetrockneten, halb verfallenen Springbrunnen, dieß stumme Grottenwerk, in dem keine plätschernde Quelle mehr in die bemoosеten Muscheln schwatzend spielte, diese ungepflegten Rabatten mit dunkelm Bux umsäumt, worauf nur hier und dort eine einsame Blume, gleich wie ein Überbleibsel besserer Zeit, aus zerstreuten Saamen aufgegangen, blühte; alles stimmte den Marchese zu wehmüthigen Betrachtungen. Das Bild einer schönen lebendigern Vergangenheit drängte sich ihm auf. Seine eigne schon versunkene Jugend, in unbefriedigenden Genüssen verschwärmt, deren Andenken ihm keine Freude, ja nicht einmahl Ruhe gab, die stolzen Ansprüche auf Lebensglück, mit denen er in die Welt getreten war, und wie er nun so einsam, lebenssatt, angeekelt von Allem, worin er Andre sich berauschen sah, da

stand — das Alles trat in der abgestorbenen öden Umgebung, abgestorben und öde wie sein Inneres, mit peinlicher Lebhaftigkeit vor seinen Blick, und zum erstenmahl in seinem Leben machte der Gedanke sich Platz in ihm, wie wohl Alles anders, und wahrscheinlich besser gegangen wäre, wenn er seinem Vater gefolgt, dem unschuldigen in Liebe für ihn glühenden Mädchen seine Hand gegeben, und mit ihr ein anständig herkömmliches Leben als Gemahl und Vater geführt hätte. Unzähligemahl hatten Vergleiche dieser Art seit Vittoria's Tod sich ihm aufgedrängt, aber er hatte sie immer zurück gewiesen. Jetzt auf einmahl half das Bild versunkener ehmahliger Herrlichkeit um ihn her, das laut von der Vergänglichkeit des menschlichen Glückes predigte, ihnen Raum im Herzen des Marchese gewinnen. Arme Vittoria! sagte er, und ein mitleidiger Seufzer flog über seine Lippen. In dem Augenblicke gab die Schloßuhr mit langsamen Schlägen sechs Uhr an, die Stunde des Rendezvous! Der Marchese schüttelte den ängstlich ungewohnten Schauer ab, und flog zu seiner Schönen.

Sie trat ihm entgegen, wie er die Thüre des Kabinettes öffnete. Es war etwas Veränder-

tes in ihr, ihre Züge schienen in Bewegung, ihre Augen sprachen von heftiger Rührung. Es war dem Marchese wahrscheinlich, daß sie vielleicht eben von einem Gebethe für, oder wenigstens von einer lebhafteren Beschäftigung mit ihrem verstorbenen Gemahl käme, und daß man ihm deßhalb den Zutritt nicht eher gestattet habe. In der Stimmung, in welche ihn der Gang im Garten versetzt hatte, war es ihm lieb, sie weniger eisig zu finden, und es schien, als ob durch eine zarte Sympathie der Seele auch in ihr sich ähnliche Gedanken bewegt hätten, sie den Freund mit wärmerer Neigung empfinge. Es ergoß sich ein milder Zauber aus ihren Worten, ihren Blicken in sein Herz; alles war heute so weich, so innig, und er selbst so gestimmt, diese Einwirkungen aufzufassen. Diese Stunde brachte ihn seiner Unbekannten um Vieles näher, und er schied, als er es mußte, bey Weitem nicht mehr so von ihr, wie er gekommen war. Sein besseres Gefühl, seine stille Sehnsucht blieb bey ihr zurück, und verändert, aber froh über diese Empfänglichkeit seines Herzens, an die er kaum mehr geglaubt hatte, kehrte er nach Neapel zurück, schloß sich ein, und mied jede Berührung, die die liebge-

wordne Stimmung in ihm stören konnte, bis der bestimmte Tag ihm wieder erlaubte, seine Freundinn zu sehen, und neue Bezauberung in ihrer Gegenwart zu hohlen.

So zogen sich nach und nach die Bande zwischen den Beyden immer fester. Die Schönheit der Unbekannten, ihre Liebenswürdigkeit, ihr gebildeter Geist, ihre äußere Kälte bey so viel innerer Gluth, die tiefe Empfindung für ihn, die er, trotz aller Zurückhaltung der Schönen, doch unwillkürlich aus ihrem Betragen hervorbrechen sah, endlich selbst das Räthselhafte und Wunderbare in ihrem ganzen Verhältniß, das seiner Neigung Hindernisse in den Weg zu legen schien, alles trug dazu bey, seine Liebe bis zur Leidenschaft zu erhöhn, und ihn dahin zu bringen, daß er, seiner Vernunft, seinem Stolz, ja seiner ganzen Natur zum Trotze, ernstlich darauf sann, dieser räthselhaften Unbekannten Herz und Hand anzutragen. Lange kämpften jene verneinenden Gründe in ihm mit dem heftigen Wunsch nach dem unverlierbaren Besitz eines Gutes, das ihm als das größte Glück der Erde erschien. Endlich siegte der

Wunsch, die Liebe triumphirte, und C...ica flog in einer der Stunden, die die Dame immer selbst bestimmte, und die er weder beschleunigen noch verlängern durfte, zu ihren Füßen, und erklärte ihr, daß er ohne sie nicht mehr leben, und nur mit ihr glücklich seyn könne. Ein heftiger Schauer schien sie bey diesen Worten zu erschüttern. Also dennoch mein, mein! rief sie, und die Gluth der innigsten Leidenschaft brach aus ihren Blicken hervor. Doch besann sie sich noch eine Weile, ja sie ließ den Freund zweymahl scheiden, und mit erhöhter Leidenschaft wieder kommen, ehe sie in sein ungestümes Bitten willigte, und ihm unter Bedingungen, die er mit einem feyerlichen Eide beschwören sollte, ihre Hand vor dem Altar zu geben versprach.

Diese Bedingungen waren, erstens: nie bey ihr selbst, noch hinter ihrem Rücken nach ihrer Herkunft, ihrem Nahmen zu fragen; zweytens: nie vor der von ihr bestimmten Tagesstunde zu kommen, und nicht einen Augenblick länger zu bleiben; drittens: ihr unverbrüchliche Treue zu halten, weil es im entgegengesetzten Falle — hier schoß ein furchtbarer Blick auf ihn, und eine krampfhafte Erschüt-

terung durchzuckte sie — sein, und ihrer Nebenbuhlerinn größtes Unglück seyn würde. Übrigens sollte die Vermählung erst nach drey Monathen, die sie zur Prüfungszeit seiner Treue bestimmte, vor sich gehn. Der Marchese fand die Bedingungen hart; aber da sie der einzige Weg waren, um an sein Ziel zu gelangen, so hätte er sich wohl im Taumel ungestillter Leidenschaft zu noch mehr verpflichtet, ohne zu denken, ob er es auch halten werde können, halten werde wollen? Er leistete den Eid, der ihm vor einem Crucifix bey brennenden Wachslichtern sehr feyerlich abgefordert wurde, und schwamm in Entzücken, sich nun ein unbestreitbares Recht auf das theure Wesen erworben zu haben, über welches sich von diesem Augenblicke an eine stille Zufriedenheit, ein weicheres Gefühl zu verbreiten schien.

Nun kam er alle Tage um die bestimmte Stunde, er saß an der Geliebten Seite, er sprach von seiner Gluth, seinen Wünschen, und ihm antwortete ein gleiches, ein wohl noch tieferes Gefühl aus ihrem Innersten, das dem flatternden Spiel aufgeregter Phantasie eine bestimmte Richtung zu geben, und vor allen den irren Weltling zu ernstern Ansichten über

Glauben, Bestimmung des Lebens und Ewigkeit zu führen strebte. Es war ein himmlisches Leben!

Aber Geronimo war noch kein Bürger des Himmels, und die Erde fing nach und nach wieder an, ihre Rechte über ihn auszuüben. Die Regelmäßigkeit seiner jetzigen Tagesordnung kam ihm nach den ersten drey Wochen, die seit der Verlobung verflossen waren, etwas einförmig vor; seine Freunde in Neapel neckten ihn mit seiner spießbürgerlichen Zurückgezogenheit; er fand es seltsam von seiner Braut, daß sie gerade auf den benannten Stunden bestand; er mußte es tadeln, daß sie, die nun nicht mehr dem verstorbenen ersten Gemahl, sondern dem frischlebenden Bräutigam angehörte, noch stets eine so ängstliche Verborgenheit und ein unverbrüchliches Geheimniß zu halten für gut fand, ja er hatte sich geschmeichelt, daß die strenge Hülle nach und nach am Strahl seiner Liebe schmelzen, und er die Wahrheit erfahren würde, und was der Betrachtungen mehr waren, die seine abgekühlte Leidenschaft in der Sicherheit des Besitzes anzustellen für gut fand.

So wie diese Gedanken sich in ihm zu regen begannen, änderte sich unmerklich auch sein Betragen gegen die räthselhafte Braut. Es gab jetzt zuweilen Umstände, die ihn hinderten, mit dem Stundenschlag auf der Villa zu erscheinen, Geschäfte, eben wegen seiner nahen Vermählung, die ihn zwangen, sich vor der ihm zugestandenen Zeit zu entfernen. Das alles indeß schien seine Braut nicht zu bemerken; sie begegnete ihm mit der gleichen Zärtlichkeit, ihr Herz hatte immer Liebe und Theilnahme für seine Freuden, Beruhigung oder Erheiterung für seinen Verdruß. Kein Vorwurf kam über ihre Lippen; nur manchmahl erinnerte sie ihn an den dritten Punkt seines Eides, und die Ängstlichkeit, womit sie es that, der Schauer, der sie dabey zu durchzucken schien, ergriff den Marchese gewaltsam, aber nicht freundlich. Erneuerte Schwüre, heisse Betheurungen folgten jeder solchen Mahnung, und der Friede war auf einige Zeit hergestellt.

Noch ein paar Wochen dauerte dieß Leben fort, als eine Familienangelegenheit Geronimo's Zeit und Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Einer seiner Vettern wollte sich verheirathen; die Braut war aus einem erlauchten

Hause und noch im Kloster, aus welchem sie in die Arme des bestimmten Gemahls übergehen sollte. Dieser Vetter hatte noch Erbschaftsforderungen, welche seit dem Tode von Geronimo's Vaters aus Lässigkeit, aus Vertrauen auf des Cousins Rechtlichkeit nicht geordnet waren worden. Jetzt mußte es aber geschehn. Geronimo kam dadurch in allerley Berührungen mit diesem Vetter, den er vorher nicht oft gesehn; das Geldgeschäft wurde mit jener Großmuth und dem edlen Zutrauen geschlichtet, das bessere Menschen aneinander zieht, und Felicio drang ernstlich in seinen Cousin, ja doch seinem Hochzeitsfeste, das auf der Villa des Brautvaters gefeyert werden sollte, beyzuwohnen.

Geronimo sagte nicht unbedingt zu; er wollte mit seiner Braut sprechen, sie auf eine Entfernung von ein paar Tagen vorbereiten. Sie hörte ihn an, es schien etwas Unheimliches sie zu erschüttern, auch verstummte sie einen Augenblick; aber sie faßte sich wieder, und gab ihrem Geliebten volle Freyheit, der Einladung zu folgen. Sie vertraute, sagte sie, indem sie ihm fest in die Augen blickte, seinem Herzen, seinem Schwur. Mit leichtem Muth und mit einem freudigen Gefühl von Ungebundenheit

trat er die Reise an, und nach einer Fahrt von ein paar Stunden, durch blühende Fluren, bey frischen Morgenlüften, welche vom Meer herauf wehten, strahlte ihm die Villa schon von Weitem auf einem mäßigen Hügel entgegen. Sie war im edelsten Styl erbaut, ihre luftigen Säulengänge, ihre marmornen Hallen erinnerten an die schönsten Überbleibsel aus dem Römischen Alterthum, von dem sie ein frisches lebendiges Bild schien; dunkle Pinien schwankten im Morgenwinde, und deckten und zeigten abwechselnd die blendend weissen schlanken Säulenschäfte, bis an den Fuß des Hügels zogen sich Terassen mit blühenden Orangen- und Granatenbäumen herab, und unten plätscherte ein reicher Bergquell in das weite marmorne Becken. Das war Alles so frisch, so jugendlich, so in vollem Leben stehend. Geronimo's munterste Laune erwachte, womit er die Gesellschaft auf dem Wege trefflich unterhielt. An des glücklichen Bräutigams Hand flog er die Marmortreppe hinauf, betrat er den hohen, kühlen, von Säulen getragenen, mit Meisterwerken der bildenden Künste geschmückten Saal. Die Herzoginn, eine schöne Matrone, kam ihnen hier entgegen, eine römisch hohe Gestalt, die

in den Umgebungen ihres Sallons sich wie eine große Frau der Vorwelt, eine Portia oder Cornelia ausnahm; an ihrer Seite die Braut, eine Rosenknospe, ein frisch aufblühendes Götterkind, wie aus Liebe und Jugendfreude geformt, nur Leben, nur Fröhlichkeit, bey dem reizendsten Ebenmaaß der Glieder, und der wunderlieblichen Gesichtszüge, kaum fünfzehn Jahre alt, unbekannt mit der Welt, mit dem Leben, mit sich selbst. So faßte Geronimo's Kennerblick den Eindruck der holden Erscheinung im ersten Moment auf, und es regte sich gewaltig die Lust in ihm, ihr Lehrmeister zu werden, sie die Welt und ihr eignes Herz verstehen zu lehren. Doch der Zweck des Festes, die Gegenwart der Ältern, des Bräutigams, am meisten der Rückblick auf die Bande, die ihn selbst fesselten, hießen jeden Wunsch dieser Art im Keime ersticken, und er nahm sich vor, sich recht klug, recht treu zu bewahren. Es war mißlich, daß er es sich vornahm, denn er fiel schon den ersten Tag einigemahl aus seiner Rolle, besonders wenn das lebensfrohe Kind in absichtsloser Hinneigung mehr Gefallen an Geronimo's geistreichem Getändel, als an dem etwas förmlichen Wesen ihres, ihr eben so

fremden Bräutigams fand. Indessen ging alles diesen und den folgenden Tag ganz gut, an welchem endlich gegen Abend die priesterliche Einsegnung Statt hatte, worauf ein glänzender Ball im Schloße Illumination und Feuerwerk im Garten, die Feyerlichkeit beschloßen. Der Ball dauerte in sehr lebendiger Fröhlichkeit bis gegen den hellen Tag. Vom Balle weg, von dem lustig bewegten Maskenleben, von lärmender Freude und allen sinnreich erdachten Genüssen der Pracht und des Reichthums, fuhr Geronimo allein in seiner Chaise, schlaftrunken, etwas fröstelnd von dem frischen Morgenhauch, der von der See heraufblies, nach Neapel zurück. Es waren volle vier Stunden bis zur Stadt, dann mußte er sich noch umkleiden und ebenfalls wieder einige Miglien fahren, um zur gesetzten Zeit auf der einsamen Villa auch eine Braut zu besuchen. Eine Braut! Unwillkürlich stieg bey diesen Worten das Bild derjenigen vor ihm empor, die er so eben im vollen Frühling der Liebe, der Jugend des Frohsinns verlassen hatte. Welch ein Unterschied!

Es fiel mit Eiseskälte auf sein Herz, und er konnte das unbehagliche Gefühl nicht los

werden. So langte er in Neapel an, so kam er endlich an die Villa. Hier war Alles wie sonst, todtenstill, einsam, kalt. Zwar empfing ihn seine Geliebte mit großer Freundlichkeit; aber nach einer Trennung von vier Tagen war ihr Benehmen nicht freudiger, nicht lebhafter als vorher. Geronimo sollte von seiner Reise erzählen. Er war klug genug, sein Wohlgefallen an der neuen Cousine zu verschweigen, und überhaupt durch keine zu beredte Schilderung den Argwohn seiner Freundinn zu reizen; daher fiel der Bericht matt aus, die Unterhaltung stockte, beyde fühlten sich nicht gut gestimmt, und Geronimo hatte bey seiner Rückkehr vom Lande so viel Geschäfte vorgefunden, die noch Bezug auf jene Erbschaftsangelegenheit hatten, daß er zeitiger, als er es wünschte, in die Stadt zurückkehren mußte.

Hier war gegen Abend das neue Ehepaar ebenfalls eingetroffen, und Geronimo fand, wie er in seinen Pallast trat, eine Einladungskarte zu Spiel und Souper bey seinem Vetter. Ein Strahl der Freude fuhr über sein Gesicht, er kleidete sich mit Wahl, und fuhr in den erleuchteten Pallast. Als Verwandter des Hauses, als geschätzter Freund, ward er von allen

mit freundlicher Auszeichnung begrüßt, und auch bald wie zu Hause. Die kleine Cousine war heut noch anziehender als gestern und vorgestern. Der weniger prächtige, aber mehr idealische Anzug kleidete sie ganz trefflich, und zwischen dem reichen Blumenkranz in den vollen Locken und dem Busenstrauß guckte das Amorsköpfchen gar lieblich heraus. Geronimo war bezaubert; doch hüthete er sich wohl, etwas davon merken zu lassen, denn Felicio war sehr geneigt zur Eifersucht und sehr verliebt in seine Frau, und Geronimo hatte einen furchtbaren Schwur zu halten.

Die Sache ging eine Weile ihren Gang fort. Der Marchese machte seinen täglichen Besuch auf der Villa, sprach mit Emphase von der Zeit, wo er den Gegenstand seiner Wünsche ganz sein nennen würde können, hatte aber eben jetzt so viele und verdrießliche Geschäfte, daß er meistens später kommen und früher scheiden mußte, als ihm gestattet war, und selbst in diesen kürzeren Stunden seiner Anwesenheit zerstreut und verstimmt schien. Seine Braut blieb unverändert, sie schien das Alles zu glauben und sehr natürlich zu finden; nur zuweilen, wenn sie sich unbemerkt meinte, schoß ein so

seltsamer, so durchbohrender Blick aus den dunkeln Augen auf den erkalteten Liebhaber, daß dieser tief in der leichtsinnigen Seele davor erstarrte.

In Neapel ging es lebhafter. Geronimo hatte bald gewußt, das unverständig junge Herz zu bethören. Fiorilla hing an ihm mit aller Gewalt des neuen, ihr selbst bisher unbekannten Gefühls. Felicio hegte keinen Verdacht gegen seinen Vetter, da er Einiges von seinen Verhältnissen wußte, und ihn als Freund immer edel befunden hatte, und Geronimo war klug genug, Fiorillen die höchste Vorsicht zu empfehlen. So störte nichts den heimlichen Liebeshandel, dem Geheimniß und Gefahr auf beyden Seiten neuen Reiz verliehen. Aber Geronimos Besuche auf der Villa wurden immer kürzer, es kam ihm manches unerwünscht, manches sogar unheimlich an und um seine Braut vor. Er sprach von dem jetzt sehr nahen Tage ihrer Verbindung und von ihrer Zukunft nicht ohne daß ein heimliches Grauen ihn befing, und es entspannen sich seltsame Gespräche zwischen ihnen. In einem derselben, als er eben wieder von seiner gerechten Neugier und seinen Erwartungen sprach, erhub sie sich und sagte fey-

erlich: Ihr Schwur ist geleistet und angenommen; daran können Sie und ich, und selbst die Allmacht nichts mehr ändern. Er muß nun auch gehalten werden. Bey diesen Worten wandte sie sich von ihm ab, ein Ausdruck des tiefsten Schmerzens zuckte über ihr Gesicht, sie stand auf und verließ das Zimmer.

Die Warnung hatte vergeblich an das leichtsinnige Herz geschlagen. Ein paar Minuten saß er nachdenkend, dann gab eine Uhr die Stunde an, die ihn nach Neapel zurück rief. Er stand auf, sagte der Pförtnerinn, weil er ihre Gebietherinn nicht mehr sprechen könne, werde er morgen zeitig wieder kommen, und flog zu Fiorillen. Es war bey einem ihrer Bekannten Ball, und sie reizender als je. Geronimo traten alle Rücksichten aus den Augen, er bath sie um eine heimliche Zusammenkunft, und sie war schwach genug, sie zuzugestehn. Die Zeit wurde auf den nächsten Abend, wo Felicio bey seinem Vater soupiren und die junge Frau für ein paar Stunden allein seyn würde, festgesetzt.

Am folgenden Tage, dem des Rendezvous, stattete er seinen gewöhnlichen Besuch bey seiner Braut ab. Es war ihm dieser Zwang schon eine Weile lästig gewesen; heute, da eine so rei-

zende Perspective sich für ihn öffnete, fühlte er sich vollends unaufgelegt zu den Gesprächen, wie sie hier geführt zu werden pflegten. Aber es war noch etwas anders, was ihn heut von seiner Braut abschreckte. Es lag etwas eiskaltes, fast furchtbares in ihren Blicken, ihrem ganzen Benehmen, das den Marchese weiter als je von ihr entfernte, und ihm alle Möglichkeit freundlicher Mittheilung benahm. So hatte er die räthselhafte Braut nie gesehn, und heimliche Schauer wandelten ihn an. Er beurlaubte sich vor der gesetzten Zeit, und erstaunte, als er vors Thor kam, um in seinen Wagen einzusteigen, daß ein sehr dichter Nebel eingefallen war, der ihm in dieser Jahreszeit ganz ungewöhnlich vorkam. Der Wagen rollte indeß fort, der Weg war gut und gerade, es fiel weder dem Marchese noch dem Kutscher ein, daß sie sich verfahren könnten, und dieser trieb die muntern Engländer rasch an. Aber die Sonne sank, die Dämmerung trat schnell ein, der Nebel wurde immer dichter, der Kutscher fuhr und fuhr, und man erreichte Neapel doch nicht. Schon waren zwey Stunden vorüber gegangen, als sie etwas durch die Dunkelheit glänzen und Lichter blinken sahen. Der

Kutscher fuhr rasch darauf zu. Jetzt waren sie nahe an Gebäuden, jetzt erkannte sich der Kutscher. Er war im Nebel irre gefahren und auf ein Dorf gerathen, das rechts von der Hauptstrasse abwärts fast zwey Stunden von der Stadt entfernt lag. Hier nahm der Marchese, höchst ärgerlich über den Aufenthalt, einen Landmann zum Führer, der Nebel verzog sich gleichfalls, der helle Vollmond zerstreute ihn, und der Marchese kam endlich um mehr als eine Stunde später, als seine Bestellung lautete, sehr ungeduldig, sehr mißmuthig doch vor Fiorilla's Hotel an. Zu seinem großen Erstaunen sah er Licht in vielen Zimmern, es war eine unruhige Bewegung im Hause, unter dem Portal begegnete ihm ein Läufer seines Vetters in großer Eile, er rief unter dem Thorbogen, sich noch umwendend auf Jemand zurück: Und wenn ich den Doctor Usberti nicht finde? — Nun dann bringe den ersten den besten, denn die Gefahr ist dringend, antwortete eine ängstliche Stimme vom Geländer der Treppe herab, die Geronimo sogleich für die seines Vetters erkannte. Wie eine Centnerlast fiel es auf sein Herz, er flog die Treppe heran. Ach, bist du's! rief ihm Felicio bleich und mit bekümmertem Ge-

sichte entgegen: Es ist schön von dir, daß du kommst — aber wie hast du erfahren?

Was soll ich erfahren haben? antwortete dieser: Ich komme vom Lande herein, fahre bey deinem Hause vorbey, wo ich heut Niemand zu Hause glaubte, sehe Licht, und gehe herein. Aber was ist geschehn?

O Gott! rief Felicio: Du weißt nicht? Fiorilla —

Was ist mit ihr? rief der Marchese erschrocken.

Sie ist krank, schwer krank, und das Schrecklichste dabey ist die unbegreifliche Art und Schnelligkeit, mit der ihr Zustand sich von Minute zu Minute verschlimmert. Vor zwey Stunden war sie noch völlig wohl, da fiel es sie zuerst mit einem Schwindel an, ein heftiges Kopfweh gesellte sich dazu, endlich ein krampfartiges Zucken in allen Gliedern. Man hohlte mich, ich war bey meinem Vater. Ich fliege nach Hause, und finde sie todtenbleich mit verzerrten Zügen, ihr Auge starrt auf einen Punct, sie bemerkt mich nicht, und spricht in verworrenen Reden von einer Frau, die vor ihr steht, und sie mit furchtbaren Blicken anstarrt. Dadurch fühlt sie

sich bis ins Herz erkältet, und sagt, sie müsse sterben, wenn man die Frau nicht fortschafft.

Der Marchese erstarrte, das Bild seiner Braut erhob sich vor ihm, es ergriff ihn ein tödtlicher Schauer: Und kennt Fiorilla diese Frau nicht? Beschreibt sie sie nicht?

Sie ist schön, sagt sie, aber bleich wie der Tod, und in tiefe Trauer gekleidet. Wir suchten ihr die Sache als das, was sie ist, als Phantasie ihres erhitzten Gehirns auszureden; aber sie besteht darauf, die Frau leibhaftig vor sich zu sehn, wie sie die großen dunkeln aber erloschenen Augen, wie eines Todten, auf sie richtet, und ihr mit dem aufgehobenen Zeigefinger droht, und eine eiskalte Grabesluft wehe von der Gestalt herüber. Diese Idee ist ihr nicht zu benehmen; es ist ein Erzeugniß ihrer Krankheit, aber es peinigt sie wie die Wirklichkeit selbst. Ich habe sogleich nach meinem Arzt geschickt, doch der ist nach Portici zu einem Fremden gerufen worden. So sandte ich jetzt zu dem meines Vaters, und erwarte in Todesangst seine Ankunft und seinen Ausspruch.

Der Marchese hatte sich niedergesetzt. Ein Fieberschauer durchrieselte ihn, ein furchtbarer

Zusammenhang that sich ihm auf. Mein Gott, was ist dir? rief sein Vetter: Du wirst blaß?

Mir ist nichts, antwortete dieser: Ich bin nur erschrocken über deine Nachricht. Die junge blühende Frau! — Er gab sich Mühe gefaßter zu scheinen. Indeß trat der Doctor ein. Felicio führte ihn zu seiner Frau, der Marchese war mitgegangen bis vor die Thüre des Krankenzimmers. Unter heftigem Herzklopfen erwartete er hier die Rückkunft der Beyden. Welche Gefühle und Gedanken wogten indeß in seiner Brust auf und ab!

Es stand lange an, bis die Thüre sich öffnete; der Marchese war auf der Folter. Endlich trat Usberti heraus, ihm folgte Felicio. Und was sagen Sie denn? Was glauben Sie? rief der bekümmerte Gemahl. Es läßt sich wenig entscheidendes sagen, erwiederte jener: Die Krankheit, so heftig sie scheint, ist erst im Beginnen, und mir sind dergleichen Zufälle nie vorgekommen. Übrigens lassen Sie die Mittel appliciren, die ich verordnet, und morgen früh werde ich wieder kommen. Erst Morgen? rief Geronimo, dem Angst und Gewissensbisse die Brust bisher beengt hatten: Nein, Herr Doctor, verlassen Sie uns nicht, opfern Sie uns diese

Nacht! Ihre Güte soll dankbar erkannt werden. O bis Morgen! Was kann da Alles geschehen seyn! Felicio vereinigte seine Bitten mit denen des Marchese, sie bestürmten den Arzt, er versprach zu bleiben, und kehrte mit Felicio in das Krankenzimmer zurück.

Geronimo brachte die Nacht, die fürchterlichste seines Lebens, im Vorzimmer Fiorillas zu. Wie die Thüre sich öffnete, sprang er auf, um in des Eintretenden Worten und Mienen Antwort auf seine angstvollen Fragen zu finden. Sie waren nie nach dem Wunsche seines bangklopfenden Herzens. Der Arzt war sehr unzufrieden, er hatte nicht viel Hoffnung und Fiorilla's Zustand schien sich zu verschlimmern, wie der Schmerz und die Angst des Marchese um sie wuchs. Was sie von der Erscheinung jener bleichen Frau in wilden abgebrochenen Reden sagte, klang immer entsetzlicher, die Krämpfe und Zuckungen wurden immer fürchterlicher. Gegen Morgen wurde der Geistliche gerufen. Sie war kaum noch im Stande, die Sacramente zu empfangen. Geronimo lag im Vorsaale in Verzweiflung auf den Knieen, während bey der Kranken laut gebethet wurde, und er durch die halb offne Thüre ihre furcht-

baren Angsttöne vernahm. Nach der Function wurde es stiller, die heilige Ceremonie schien die Leidende beruhigt zu haben, sie war in einen sanften Schlaf gefallen; Felicio, die Frauen priesen sich glücklich, der Arzt schüttelte bedenklich das Haupt. Geronimo winkte ihn zu sich. Es ist vorbey, sagte er: Die erschöpfte Natur erliegt, menschliche und göttliche Hülfe haben ihr wenigstens einen sanften Tod bereitet. Sie stirbt! schrie Geronimo: Und ich! Ich bin — Er vollendete das schreckliche Geständniß nicht, das sein Bewußtseyn, ihren Tod verschuldet zu haben, ihm entreissen wollte; denn in dem Augenblick trat Felicio todtenbleich, bebend unter die Thüre. Geronimo blickte ihn an, er las das Todesurtheil in seinen Zügen. Sie hatte vollendet, ruhig und sanft war ihre Seele zum Himmel zurückgekehrt. Der Tod hatte dieß gequälte Daseyn beruhigt.

Felicio warf sich an Geronimo's Brust. In den Armen des verwandten Freundes wollte er sein wundes Herz bluten, seine Thränen um die kaum beseßne theure Gattinn strömen lassen. Des Marchese Zustand war nicht darnach, ihn zum Tröster eines Andern geschickt zu machen. Sein Gewissen donnerte ihm seinen

Schwur und Meineid zu; er betrachtete sich als Fiorillas Mörder, seine Braut stand als schreckendes Gespenst, als Rachegeist vor ihm, und selbst das Bewußtseyn seines Verraths an dem arglosen Felicio, der fern davon war, den Zusammenhang der Dinge zu ahnen, machte ihm in diesen Augenblick dessen Gegenwart zur Höllenpein. Unter dem Vorwand, daß er Ruhe bedürfe, entschuldigte er seine Entfernung, und war entschlossen, auf der Stelle nach der Villa zu eilen, die Furchtbare, sie sey nun Unhold oder Hexe, zur Rede zu stellen, und sie seine Rache fühlen zu lassen. Der Weg nach seinem Pallast, um erst einspannen zu lassen, war ein weiter Umweg; er eilte zu Fuße durch die nächsten Straßen ins Freye, und hatte die Villa in der schrecklichsten Gemüthsbewegung bald erreicht. Er schellte, er pochte, er stieß mit Gewalt ans Thor. Niemand kam, Niemand öffnete ihm. Er wartete und erneuerte den Versuch. Alles blieb todtenstille. Endlich fiel es ihm ein, in eine der Hütten zu gehen, die eine Strecke unterwärts der Villa in anmuthigen Gärten lagen, und sich dort zu erkundigen — hatte er doch jetzt nichts mehr zu schonen, kaum mehr etwas zu fürchten! — und von

dort Jemand mitzunehmen, der ihm das Thor erbreche, und seine Rachegedanken befriedigen helfe. Es waren Landleute, eine Frau saß unter der offenen Thüre, und spann. Der Marchese brachte seine Frage an. Dort? sagte die Frau, indem sie mit der Hand hinwies: In dem großen Hause hinter den Pinien?

Ja doch.

»Da wohnt ja Niemand.«

Seit heute, möglich! Aber gestern und ungefähr vier Monathe her wohnte eine Dame dort —

Ach Gott bewahre! sagte die Frau: Das Haus gehört dem Fürsten von S...o, und steht seit Jahren leer.

Dem Fürsten von S...o? rief Geronimo, und eine schreckliche Ahnung dämmerte in ihm auf.

Es ist das Erbbegräbniß dort, und es mag kein Mensch darin wohnen, denn, setzte sie leise und geheimnißvoll hinzu, es spuckt darin.

Den Marchese überlief es kalt. Doch schalt er seinen Schauer. Dem Manne aus der großen Welt ziemte es zu zweifeln, wo der Pöbel zagte, und es lag ihm viel näher an Täuschung und Betrug zu glauben, als an die Einwir-

kung unsichtbarer Mächte. Darum bestand er auf seinem Willen.

Die Frau rief ihren Schwiegervater, der im Garten arbeitete. Dieser bestätigte, was die Tochter gesagt hatte, und weigerte sich, nach des Marchese Begehren das Thor des gespenstischen Hauses zu öffnen. Des Marchese Gold, und sein Versprechen, alle Gefahr, alle Strafe des Frevels auf sich zu nehmen, gaben ihm endlich Muth. Sie gingen. Der Alte öffnete mit seinem Beile leicht das Schloß, das bloß aus Mangel von Gebrauch eingerostet und übrigens nicht sehr fest aussah.

Eine tiefe Stille herrschte überall. Hof, Garten und Haus kam dem Marchese viel verfallener, viel wüster vor, als er es gestern verlassen hatte; doch kämpfte er die Schauer nieder, die ihn immer mächtiger ergriffen, und schritt durch Säle und Zimmer. Nirgend eine Spur von Bewohntheit! Jetzt stand er vor der so oft geöffneten Thüre des Kabinets; er riß sie mit bebender Hand aus den verrosteten Riegeln los, und sah sich in einer Kapelle. Wo sein Blick sonst ungehindert über die wallenden Wipfel des Gartens nach dem Vesuv geblickt, stand ein einfacher Altar mit einem hohen

Kreuz, und linker Hand, wo aus dem Alkoven so oft die einst geliebte Gestalt getreten war, führte eine Treppe in die Familiengruft hinab. Geronimo fuhr zurück. Ein kalter Grabeshauch und Moderduft wehten ihm entgegen. Todesschauer ergriffen ihn, er floh durch die leeren wiederhallenden Gemächer, mit sträubendem Haar, von Entsetzen und Gewissensbissen getrieben. Zweymahl meineidig! scholl es in seinem Innern. Es war ihm, als sey Jemand an seiner Fersen, der ihn verfolge, als hörte er Tritte hinter sich, als fühlte er einen kalten Hauch an seinem Nacken. Es war Niemand; seine Vernunft schalt seine Furchtsamkeit Lügen, doch vermochte er des Wahnes nicht Herr zu werden, und kam so, von den Schauern einer unbekannten Welt gejagt, ins Freye, und endlich nach Neapel. Auch hier war das unbekannte Etwas dicht hinter ihm, und er, der nie in eine Kirche getreten war, als um schöne Frauen zu sehn, oder gute Musik zu hören, flüchtete jetzt in die erste beste, die sich ihm zeigte, den frommen Glauben aus seiner Kindheit in diesen bangen Stunden ergreifend, der ihm in dem heiligen Raum ein Asyl hoffen ließ, wohin jene dunkeln Gewalten nicht dringen konnten.

Er trat in das dämmernde Gewölbe, es war schwarz behangen, Kerzen flammten auf den Altären, in der Mitte stand ein Sarg mit schwarzem Sammt überdeckt und mit prächtigen Wappen geziert, von brennenden Kerzen auf hohen Leuchtern umringt, die Geistlichen im Todesornat standen um den Sarg, die letzten Gebethe für einen Verstorbenen bethend, und den Sarg mit Weihwasser besprengend, indeß vom Chore herab eine feyerliche Motette erklang. C...ica erstaunte, die Stunde war nicht gewöhnlich, um ein Leichenbegängniß zu halten; er sah sich um, und erkannte dieselbe Kirche, in der er vor einigen Monathen die grauenhafte Unbekannte das erstemahl gesehen. Neues Grauen befiel ihn, er trat näher, die Wappen fielen ihm ins Auge, es waren die seines Hauses. — Fiorilla! tönte es ahnend in seiner Seele; — aber, es war kein weibliches Wappen. Er näherte sich einem Geistlichen: Wen begrabet Ihr hier, hochwürdiger Herr? Den Marchese Geronimo C...ica, klang die Antwort — und er sank bewußtlos zu Boden.

Er erwachte auf seinem Lager in dem Schlafzimmer seines Pallastes, wohin ihn, den Viele in Neapel kannten, die freundliche Theilnahme

des zulaufenden Volkes aus der Kirche gebracht hatte. Seine Leute, sein Arzt standen um ihn, Besorgniß und Bestürzung in ihren Mienen; denn es hatte Stunden gebraucht, bis er sich erhohlt, und mehr als einmahl glaubte man jede Hoffnung verschwunden, und den Lebensfunken verlöscht. Er sah um sich her, er besann sich, eine dunkle Welt voll furchtbarer Erinnerungen schien hinter ihm zu versinken; aber seine Kraft war gebrochen, sein Ziel gesteckt. Er forderte einen Geistlichen, um zu beichten, einen Notar, um seinen letzten Willen aufzuzeichnen.

Felicio war, vermöge alter Familienverträge, ohnedieß Erbe seiner meisten Güter auf den Fall von Geronimo's kinderlosem Tode. Sein Testament bestimmte ihm Alles; er hatte so viel zu vergüten, das doch mit Schätzen nie bezahlt werden konnte. Seine Leute bedachte er großmüthig. Ein Punct seines letzten Willens verordnete, daß mit Einwilligung des fürstlichen Hauses von S...o die Leiche der Gräfin Vittoria, welche in dem Erbbegräbniß auf der Villa S...o vor einigen Jahren war beygesetzt worden, dort erhoben werden, und künftig an seiner Seite, wie die einer angetrauten Gemahlinn, in seiner Familiengruft

ruhen sollte. So ward wenigstens im Tode jener Vertrag gehalten, den er im Leben zweymahl gebrochen.

Am Abend dieses Tages verschied er. In die Brust seines Beichtvaters soll er die Aufschlüsse über den Zusammenhang der grauenvollen Begebenheit, die ihm in jener langen Ohnmacht kund geworden, nieder gelegt haben. Felicio folgte untröstlich seinem Leichenzuge, der zwey Tage nach dem Fiorilla's Statt hatte. Ihn entschädigten Geronimo's Güter nie für den doppelten Verlust.

Der Badaufenthalt.

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

Wiltenbach im März.

Hier bin ich, meine Liebe, an dem Orte meiner Bestimmung. Als ich von weiten die Zinnen des alterthümlichen Schlosses sah, die dunkle Tannenallee, die dahin führt, das Ernste, Feyerliche des Anblicks, da wurde mir seltsam zu Muthe. Ach, ich hatte mir alles so ganz anders vorgestellt, als vor einem Monathe die Oberamtmannin mir den Vorschlag that, als Gouvernante bey der Gräfinn von Wehlau einzutreten! Ich war einer Versorgung so sehr benöthigt — die wenige Barschaft, die ich noch besaß, war nicht mein Eigenthum — und wenn auch das kleine Gütchen, das einzige Erbtheil meines Vaters, verkauft wurde, was konnte ich mir für eine Summe versprechen? Und mußte ich nicht darauf denken, das Geld wieder zu erstatten, das ich von meinem unbekannten Wohl-

thäter empfangen hatte? O ich war in einer sehr drängenden Lage — der Mangel fing an, sich mir in seiner ganzen Bitterkeit zu nahen; und so ergriff ich die erste Aussicht, die sich mir zeigte, mit hastiger Freude und innigem Danke gegen Gott, der sich einer verlassenen Waise erbarmte — gerade in dem Augenblicke, wo Hülfe so nöthig war. Übrigens waren auch die Bedingungen, die Versprechungen für die Zukunft ganz anständig, und ich pries mich um so glücklicher, da meine Lage mich bald gezwungen haben würde, viel ungünstigere anzunehmen. Die wenige Zeit, die mir übrig blieb, weil man sehr auf meine schnelle Abreise drang, verging mit den nöthigen Zubereitungen für meinen neuen Stand, und nahm, nebst den Abschiedsbesuchen, meinen Kopf so sehr ein, daß ich erst, als ich einsam, das Ziel meiner Reise und mein künftiges Schicksal ganz nahe vor Augen, im Wagen saß, ernstlich darüber nachzusinnen begann; und so fuhr ich voll trüber Gedanken und mit beklommenem Herzen auf den Schloßhof.

Die Gräfinn empfing mich mit freundlicher Artigkeit, stellte mir ihre Kinder vor und empfahl sie meiner Sorgfalt, indem sie mir zugleich in anständigen Worten zu verstehen gab, was sie

von mir erwarte. Es sind ein Paar allerliebste Mädchen von vier und sechs Jahren, und mir war in dem ersten Augenblick, als hätte ich die Ältere schon irgend wo gesehen; doch, das ist wohl Täuschung gewesen. — Die Kleinen kamen mir mit herzlicher Güte entgegen; ich umarmte sie, ich fühlte mich bewegt, und leistete der Mutter nicht ohne merkliche Rührung die Versicherung, daß ich alles anwenden würde, um ihr Vertrauen nicht zu täuschen.

Die Gräfinn erwiederte das sehr artig — und die Kleinen zogen mich fort auf ihre Zimmer, die künftig auch die meinen seyn sollten. Sie liegen im obern Geschosse. Es sind zwey freundlich helle Gemächer mit der Aussicht über die Gärten hin; ein kleines Cabinettchen schließt sich hinten daran, gerade groß genug, um einen Tisch, ein Sopha und mein Querfortepiano zu fassen. Dieß Cabinett geht gegen die Berge und den nahen Wald — in eine wildschöne einsame Gegend. — O wie glücklich machte mich diese Entdeckung! Hier werde ich mich einrichten, und die Zeit, die mir von meinen Zöglingen übrig bleibt, ganz mir selbst leben. Wir haben auch ein eigenes Mädchen zur Bedienung, das im vordersten Zimmer schläft — und daß wir von dem übri-

gen, ziemlich lauten, menschenvollen Hause abgesondert sind, ist mir sehr lieb, theils um meinet- theils um der Kinder willen.

Die Gräfinn ist eine schöne Frau vom feinsten Anstand und Weltton. Sie lebt aber auch ganz so, wie man in der großen Welt lebt, und hat, wie du zu sagen pflegst, die Stadt mit auf's Land genommen. Vor zehn bis eilf Uhr wird es nicht Tag bey ihr, sie geht um vier Uhr zu Tisch, fährt gegen Abend spazieren oder zu Besuch in die Nachbarschaft, soupirt um eilf Uhr, spielt bis tief in die Nacht und schläft bis tief in den Tag. Du begreifst, daß die Kinder an einer solchen Lebensart nicht Theil nehmen können. Wir haben also unsere Tagesordnung für uns, und mir ist das gar nicht zuwider; denn es macht mich unabhängiger, und gibt auch die Eindrücke, welche meine Kleinen empfangen sollen, mehr in meine Gewalt. Wir führen ein eingezogenes Leben, stehen früh auf, genießen so viel möglich der freyen Luft, und um zehn Uhr schläft Alles in meiner kleinen Republik, während es unten im Schlosse noch oft von Besuchen lärmt.

Mich fährt sie fort sehr zuvorkommend zu behandeln. Daß ich keine Bürgerliche bin, scheint

ihr mehr Achtung einzuflößen, als das, was ich ihren Kindern leiste. Das ist schwach, wenn du willst. Immerhin! Wenn sie nur dieß Betragen beybehält, es erleichtert mir mein Verhältniß zu ihr, zu den Kleinen und den Hausleuten; und bis jetzt — ich bin ungefähr vier Wochen im Hause — hat sich noch nichts ereignet, was mich meinen Entschluß hätte bereuen machen können. Doch die Dornen werden nicht ausbleiben; sie fehlen in keiner menschlichen Lage, und ich bin darauf gefaßt.

Im Aprill.

Meine Lage ist noch immer dieselbe. Ich bin sehr zufrieden, und will mich glücklich preisen, wenn sie, den Hauptsachen nach, sich so erhält. Meine Zöglinge fangen an, sich sehr an mich zu gewöhnen; sie lieben mich, sie sind gutmüthig, folgsam, und mein Geschäft geht leicht von Statten. Auch habe ich eine angenehme Gesellschaft hier gefunden, den Verwalter Mühlberg mit seiner Frau, ein Paar junge, artige und wirklich sehr gebildete Menschen. Ich bringe alle Stunden, die ich von meinen Geschäften erübrigen kann, bey ihnen zu, und fühle mich ganz

zu Hause bey ihnen. Das, scheint mir, ist das wahre Gefühl, das man bey Freunden haben muß, und der Prüfstein innerer Harmonie der Denk- und Lebensweise. Ich sehe auch wohl ein, daß mir diese Freundschaft von großem Nutzen für mein Verhalten gegen die Personen des Hauses seyn wird. Sie kennen alle genau und nach ihren innersten Beziehungen. Von ihrem Herrn, dem Grafen, sprechen sie mit einer Art von Enthusiasmus — er soll ein vortrefflicher Mann seyn; von der Gräfinn scheinen sie keine so gute Meinung zu hegen, und ich glaube bemerkt zu haben, daß sie sich nicht ganz gern, und also auch nicht ganz offen über sie äußerten. Mich dünkt, die Ursache dieser Abneigung in der wirklich verkehrten Lebensart der Gräfinn zu liegen, die auch, wie ich höre, gar nicht nach des Grafen Sinne seyn soll. Er liebt ein stilles, häusliches Leben; er wäre am liebsten zu Hause unter seinen Kindern und wenigen auserwählten Freunden. Seine langen Abwesenheiten, zu welchen ihn seine Dienstverhältnisse zwingen (er ist Militär und bekleidet einen sehr hohen Posten), mögen wohl bey seiner Frau zuerst lange Weile, und dann durch das Bedürfniß, sich zu zerstreuen, endlich die Gewohnheit eines so geräuschvollen,

widernatürlichen Lebens erzeugt haben. Wenn dem also ist, dann kann ich die Gräfinn wohl entschuldigen und sogar bedauern. Es muß sehr traurig seyn, von einem geliebten, theuren Gegenstande, mit dem wir so glücklich leben könnten, getrennt zu seyn, und noch dazu in beständiger Angst um sein Leben zu schweben. Ich zwar, wenn ich mich in diesem Falle befände, würde in der großen Welt weder Freude noch Ersatz finden; aber nicht alle Menschen denken und fühlen gleich, und es wäre sehr ungerecht, über eines Andern Empfindungsweise abzusprechen, weil sie mit der unsern nicht zusammen stimmt.

Ich bin neugierig, den Grafen persönlich kennen zu lernen. Es ist wirklich anziehend, die Art zu hören, mit welcher seine Kinder, die Hausgenossen, die Beamten, die Unterthanen, kurz, die ganze Gegend, von ihm sprechen. Ich habe, seit mich das Schicksal nach meines Vaters Tode in die Welt hinaus gestoßen hat, manche widrige, viele unbedeutende Menschen kennen gelernt. Wie wohl wird es mir thun, einen so trefflichen, allgemein geschätzten Mann näher beobachten zu können, und so ein kleines Vorurtheil zerstört zu sehen, das ich gegen ihn habe! Ich habe zufällig sein Porträt gesehen. Die

Gräfinn trägt es am Halse, und neulich lag es, als ich durch's Frauenzimmer ging, auf der Kammerfrau Tische, weil das Venetianerkettchen, an dem es hängt, gesprungen war. Es war niemand im Zimmer; ich erblickte das Medaillon und konnte meine Neugier nicht bezwingen, auch die Züge eines Mannes zu sehen, von dessen Charakter ein so großes, schönes Bild in mir steht. Aber ich fand meine Erwartung sehr getäuscht. Das Gesicht des Offiziers auf dem Medaillon ist schön, allein nichts weniger als edel oder bedeutend; und ich begreife nicht, wie eine solche Seele durch solche Züge sprechen kann. Doch liegt wohl auch die Schuld am Mahler. Man erwartet den Grafen in vierzehn Tagen ungefähr; da wird es sich zeigen, wer Recht hat.

Im May.

Die Stelle in meinem ersten Briefe aus Wiltenbach, »daß das Geld, welches ich besaß, nicht mein Eigenthum war, und ich darauf denken müßte, es zurück zu geben,« ist dir aufgefallen? Ich sehe wohl ein, daß ich entweder dieses Umstandes nicht erwähnen oder mich bereiten mußte, deiner theilnehmenden Liebe Rechenschaft über den

Zusammenhang zu geben. Höre also, liebe Marie, eine Begebenheit oder vielmehr eine Kette kleiner Begebenheiten, die freylich von gar keinem Einfluß auf mein Schicksal waren, aber nichts desto weniger einen tiefen Eindruck auf mein Herz machten. Längst schon hätte ich sie dir mitgetheilt, wenn nicht ihre innere Unwichtigkeit für jeden andern, als mich selbst, und die Furcht, deßwegen belächelt zu werden, mich abgehalten hätte.

Du erinnerst dich des Sommers vor zwey Jahren noch, als meine Tante mich auf ein paar Wochen von meinem Vater ausbath, um sie in's **Bad zu begleiten. Sie und Cousine Nettchen waren kränklich und bedurften einer Person, theils um ihnen Gesellschaft zu leisten, theils um die kleinen Geschäfte zu besorgen, von deren Verrichtung ihre Kränklichkeit sie abhielt. Zugleich wollte mir die Tante die Freude machen, einmahl die Welt zu sehen. Ich war nie aus unserm Dörfchen gekommen, mein Vater willigte ungern ein; endlich ließ er es doch geschehen, und ich fuhr mit der Tante ab. Wie mich das Bad, die Gegend, die Menschen überrascht, angezogen uud wieder abgestoßen hatten, habe ich dir damahls geschrieben. Eine Bekannt-

schaft verschwieg ich dir; — doch konnte ich auch Bekanntschaft nennen, eine Person zwey Mahl gesehen, einige Worte mit ihr gewechselt, und nicht einmahl ihren Nahmen erfahren zu haben?

Der Badeaufenthalt war zu Ende, ohne daß das Geringste vorgefallen wäre, was mein Herz auch nur leise angesprochen hätte. Am letzten Tage, es war ein wunderschöner Sommermorgen nach einer Gewitternacht, die alles erquickt und neu belebt hatte, gingen wir ziemlich zeitlich auf die Promenade, ehe sich noch die schöne Welt versammelt hatte. Einige Bekannte gesellten sich zu uns. Wir schlenderten die Alleen auf und ab; die Mädchen bemerkten und bespöttelten alles, was sie sahen. Mir war der Ton von jeher unangenehm; und so nahm ich wenig Theil am Gespräche. Auf einer Bank, in einem einsamen Theile der Allee, saß ein Mann im einfachen Überrocke. Der runde Hut, den er tief in die Augen gedrückt hatte, hinderte uns, sein Gesicht zu sehen; aber daß er den rechten Arm in der Schlinge trug, ließ uns vermuthen, er sey ein blessirter Offizier, deren hier, während dem Laufe des Kriegs, täglich mehrere ankamen, um die Heilkräfte des Wassers zu versuchen. Wir

hätten ihn sicher gar nicht bemerkt, wenn nicht ein allerliebstes Mädchen von drey bis vier Jahren, das auf dem nahen Rasenplatze Blumen pflückte und geschäftig hin und wieder lief, um sie dem Manne zu bringen, unsere Aufmerksamkeit auf ihn gelenkt hätte. Meine Gefährtinnen fanden auch hier Stoff zu spöttelnden Witzeleyen. Mir kam es ganz anders vor; es schien mir etwas Rührendes in dem Verhältnisse eines tapfern, verwundeten Kriegers zu diesem schönen unschuldigen Kinde zu liegen. Mich zog die Geduld an, mit der er sich den Spielen der Kleinen hingab, ihre Blumen annahm, nicht ohne Unbequemlichkeit wegen seines verwundeten Armes auf dem Schooße hielt, und so ganz Vater zu seyn schien. Wir waren schon ziemlich weit von ihm entfernt, als ich mit Schrecken gewahr ward, daß ich meine goldene Halstuchnadel, dieß theure Andenken meiner Mutter, verloren hatte. Die Andern hatten sich niedergesetzt; ich bath sie, meiner zu warten, und eilte zurück, meine Nadel zu suchen, voll Furcht, sie gar nimmer zu finden. Ich war schon weit gegangen, immer die Augen auf den Boden geheftet und ganz trostlos über meinen Verlust, als eine schöne männliche Stimme mich in zierlichem Französisch

fragte, ob ich etwas verloren habe? Ich blickte auf; es war der Offizier. Nicht ohne Verlegenheit sagte ich ihm, was mir geschehen war; er stand sogleich, aber etwas mühsam, auf, um mir suchen zu helfen. Meine Verwirrung wuchs noch mehr, ich bath den Fremden, sich nicht zu bemühen; er ließ sich aber nicht abhalten, und wir suchten einige Augenblicke, bis er plötzlich »da ist sie!« ausrief, und mir die Nadel mit einer sehr anständigen Verbeugung überreichte. Jetzt erst sah ich ihn recht an. Es war ein Mann von etwa dreyßig Jahren, groß, sehr gut gewachsen und mit einer sprechenden edlen Physiognomie, in deren Zügen ich einen geheimen Kummer zu finden glaubte; daß er blaß und kränklich aussah, mochte wohl von seiner Blessur herrühren. Ich war unaussprechlich verlegen; und um meine Angst über den Verlust der Nadel in seinen Augen zu rechtfertigen, erzählte ich ihm, warum sie mir so theuer war, daß meine selige Mutter sie beständig getragen, und daß ich sie seit ihrem Tode nie abgelegt hätte. Er hörte mir mit einem freundlichen Lächeln zu, und als ich schwieg, sagte er mir etwas, nicht Verbindliches, nicht Artiges, aber so herzlich Theilnehmendes, daß ich bis unter die Locken erröthete,

und nicht wußte, was ich antworten sollte. Zum Glücke kam in diesem Augenblicke die Kleine daher gesprungen. Ist das Ihre Tochter? fragte ich. Er bejahte. Ich bückte mich zu dem Kinde, es war ein gar liebliches Mädchen. Mein Strauß von Rosen und Nelken gefiel ihr. Wie froh war ich, ihn ihr schenken und so meinen innigen Dank gegen ihren Vater durch eine Freude, die ich seinem Kinde machte, bezeigen zu können. Die Kleine sprang frohlockend fort, der Offizier dankte mir äußerst verbindlich; ich verneigte mich und kehrte zu meiner Gesellschaft zurück. Sie hatten den Vorfall von Weitem mit angesehen, und neckten mich mit dem Offizier von der traurigen Gestalt, der sich meiner angenommen hatte. Mich beleidigte ihr Spott, ich wagte es nicht, dieß zu zeigen; aber ich antwortete wenig, und so ließen sie mich endlich in Ruhe. Ich sah mich noch oft nach dem Fremden um; er hatte seinen vorigen Platz wieder eingenommen, das Kind stand vor ihm und hielt meinen Strauß in der Hand, und ich sah, daß sie ihn kindlich gutherzig mit dem Vater theilte. Ach, dachte ich, wer weiß, wer der Mann ist! Er scheint unglücklich, er ist vielleicht Witwer, hat eine geliebte Gattinn verloren, und

hängt nun mit doppelter Zärtlichkeit an seiner Tochter, die ihm das Bild der Verlornen zurück ruft. Warum wäre er sonst allein hier mit einem so kleinen Kinde, das ihm, als Mann und Offizier, mehr Last als Freude machen muß. Wie schmerzlich muß ihm in diesem Zeitpuncte sein Verlust seyn! Wie muß jeder Blick auf das Kind, jede Gelegenheit, wo er sich allein unter den Händen seiner Leute findet, ihn bitter an sein Unglück erinnern! So verlor ich mich in Gedanken über das Schicksal des Fremden, und merkte es nicht, daß sich bereits der ganze Garten mit geputzten Leuten gefüllt hatte, bis ich mich von allen Seiten begrüßt und angeredet, und auf eine unangenehme Weise aus meiner Träumerey geweckt fand.

Der Tag verging wie die übrigen in wechselnden, geräuschvollen Zerstreuungen, die mir heute noch weniger, als sonst, angenehm waren. Abends war Ball im Redoutensaale, der erste während unsers hiesigen Aufenthalts, und noch mehr, der erste, den ich in meinem Leben gesehen hatte. Obwohl wir morgen mit dem frühesten aufbrechen sollten, konnte dieß Vergnügen doch nicht entbehrt werden, und so zogen wir uns denn an und fuhren hin. Ich war nie-

mahls bey solch einem Feste gewesen. Alles war mir neu, alles überraschte, alles betäubte mich. Es kamen mehrere junge Leute um uns herum, Bekannte der Frauenzimmer, mit denen wir gingen; ich kannte keinen. Es schienen lauter Civilisten; aber ihr Betragen mißfiel mir, es war eben so wenig Feinheit als Bildung darin. Einer kam mir vor allen widerlich vor durch seine Zudringlichkeit und seine geschmacklosen Scherze, und gerade dieser forderte mich zum Walzen auf; ich mochte nicht mit ihm tanzen, und schlug es ab. Er ging und suchte sich eine andere Tänzerinn. Man fing an, sich zu stellen; die Musik begann, die Paare löseten sich von der Reihe ab, und dreheten sich in wirbelnden Kreisen dahin. Mir zuckte das Verlangen durch alle Adern. Jetzt war es mir doch leid, daß ich den Tänzer fortgeschickt hatte; aber indem ich so dachte, trat ein recht feiner junger Mann hervor und bath mich. Ich folgte ihm sogleich und tanzte mit innigem Vergnügen, als auf einmahl jener fatale Mensch auf mich zu kam, und mit erhitztem Gesichte und hämischer Art mich darüber zur Rede stellte, daß ich ihm den Tanz abgeschlagen hätte, und jetzt doch mit einem andern walze. Ich war erschrocken, ich wuß-

te nicht, was ich sagen sollte; mein Tänzer wollte mich vertheidigen. Der fatale Mensch wurde immer unartiger, er drang auf eine Erklärung; die übrigen Paare standen stille, um zu sehen was vorging. Eine Menge Leute schauten auf mich, ich hätte vor Scham in die Erde sinken mögen. In dem Augenblicke sagte eine bekannte Stimme: Was gibt's hier für Streit? Ich sah mich um; der Fremde von heute Morgen, aber in völliger Uniform eines Stabsoffiziers, einen Stern an der Brust, stand hinter mir. Mein Peiniger fuhr zusammen, das flößte mir Trost ein; mein Tänzer unterrichtete den Fremden von dem Vorfalle. Das Fräulein kennt vermuthlich die Ballregeln nicht, sagte dieser, und hat also unwissend gefehlt; und gesetzt auch, sie hätte Sie beleidigt, Herr Lieutenant, so ist das die Art nicht, wie man ein Frauenzimmer von Stande behandelt. Mein Herr General! fing dieser stotternd an. — Keine Entschuldigung! fiel ihm der Fremde ein: Hier ist nicht der Ort zu Erörterungen. Darf ich Ihnen meinen linken Arm biethen, mein Fräulein! Ich werde die Ehre haben, Sie zu ihrer Gesellschaft zu führen. Verlegen, erfreut, beschämt sah ich ihn an; seine Freundlichkeit machte mir

Muth. Ich legte meinen Arm in den seinigen, wir gingen durch die Reihen der Tänzer, die uns ehrerbiethig auswichen; ich konnte wohl sehen, daß mein Beschützer ein Mann von Bedeutung war. Mit vieler Schonung unterrichtete er mich nun von dem Fehler, den ich begangen hatte, und rieth mir, diesen Abend nicht mehr zu tanzen, und mich überhaupt den Blicken der Menge, die ich auf eine unangenehme Art auf mich gezogen hatte, nicht viel auszusetzen. Ich sah die Richtigkeit dieses Rathes wohl ein; ich dankte ihm und versprach ihm unbedingt zu folgen. Er wandte nun das Gespräch auf andere Gegenstände, als wollte er mich zerstreuen; ich war ihm auch dafür verbunden. Er ging sehr langsam — die Tante saß in dem entferntesten Nebenzimmer. Mir war bange, daß ihm der weite Gang beschwerlich fallen würde; ich hätte es ihm gern gesagt, aber ich wagte es nicht. Überhaupt war mir sonderbar zu Muthe, vorzüglich, wenn ich ihn ansehen mußte, wenn sein düsteres Auge so freundlich auf mir ruhete, und der kummervolle Zug um seinen Mund sich in ein wohlwollendes Lächeln verlor. Meine Hand, die auf der seinen lag, zitterte. Er mochte glauben, es sey Wirkung des Schreckens, und sagte liebreich: Fürch-

Bayerische Staatsbibliothek München

ten Sie nichts, mein Fräulein! Sie sind ganz sicher vor den Unarten dieses Menschen.

O, ich fürchte mich auch nicht! antwortete ich, indem ich ihm zutrauensvoll in's Gesicht sah: Ich weiß wohl, daß ich unter Ihrem Schutze sicher bin, mir ist nur so sonderbar zu Muthe. Ich fühlte, daß mir in diesem Augenblicke die Augen voll Wasser standen. Warum? Das weiß Gott! denn ich war ja vergnügt und froh. Er sah mich an und drückte meinen Arm fest an sich, indem er sagte: Gutes, liebenswürdiges Kind! Jetzt wurde ich noch ängstlicher, ich mußte mich wegwenden, und zwey Thränen, die ich nicht mehr zurückhalten konnte, stürzten über meine Wangen. Er sah mich befremdet an, allein er schwieg, und ich auch; aber mein Zittern währte fort, da er mich fast immer ansah, und meinen Arm fest an seine Brust gedrückt hielt.

Wir kamen in das Zimmer, wo die Tante saß. Er übergab mich ihr, und erzählte den Vorfall auf eine so schonende Art, daß ich keinen Vorwurf von der Tante bekam. Er setzte sich bey uns nieder, und erkundigte sich um meinen Nahmen, um meines Vaters Verhältnisse, unsern Wohnort u. s. w. In dem Augenblicke kam ein

Offizier, redete ihn, »Euer Excellenz!« an, und sagte ihm etwas in's Ohr. Mein Beschützer stand auf, entschuldigte sich, bedauerte, daß er uns verlassen müsse, und ging am Arme des Offiziers fort. Die Tante ergoß sich in Lobeserhebungen, sie fragte bey mehreren Personen um den Nahmen des Generals; man wußte ihn nicht. Er war gestern Abends mit einem Adjutanten, einigen Bedienten, dem Kinde und seiner Wärterinn angekommen, und im ersten Gasthofe des Ortes abgestiegen.

* * *

Am andern Morgen fuhren wir zeitlich ab. Die Trennung von ** kostete uns viele Thränen. Die Cousine hatte sich wohl unterhalten, sie liebte die Welt, die Zerstreuungen. Mich hatte das alles gleichgültig gelassen, ja vielmehr, es war mir lästig gewesen; aber mir schwebte Ein Bild hell vor der Seele, es war mir wie ein Wesen höherer Art hülfreich und schützend erschienen, um schnell und ohne Spur zu verschwinden. Auf meinem stillen Dorfe und in den einfachen Verhältnissen des väterlichen Hauses fühlte ich mich wie verwandelt, wie umgewendet. Ich ging träumend herum. Alles kam mir

anders vor; ich war zerstreut, vergessen, nur mit Einem Gedanken beschäftigt. Bald indessen wich dieses träumerische Daseyn einer nur allzu traurigen Wirklichkeit. Der Krieg näherte sich unserer Gegend. Die Herrschaft war abwesend, unser Haus nächst dem Schlosse das vorzüglichste, und mein Vater der angesehenste Mann im Dorfe. Die meisten Geschäfte, Leistungen u. s. w. fielen auf ihn; Truppenmärsche, Einquartierungen, Lieferungen nahmen unsere Zeit, unsere Thätigkeit, unser Vermögen in Anspruch. Die Ruhe floh aus unserm stillen Aufenthalte; bald sollten auch Zufriedenheit und Wohlstand entfliehen. Nach der unglücklichen Schlacht bey ** drangen die Feinde in unsere Thäler, sie überschwemmten die Gegend, mein Vater wollte mich zu meiner Tante in die Residenz schicken; aber ich konnte mich nicht entschließen, ihn in dieser Lage zu verlassen. Als ehemahliger Offizier, der hier ein Freygütchen besaß, und als der einzige, der im Stande war, Rath und Hülfe zu schaffen, wurde er bald von Feinden und Freunden so mit Forderungen, Einquartierung und Geschäften überladen, daß ich mit Zittern die Wirkung voraus sah, die das auf seine geschwächte Gesundheit haben mußte. Die Feinde behan-

delten uns zwar nicht als Barbaren; aber sie wußten uns um desto sinnreicher zu quälen. Mein Vater wurde ein Opfer ihrer Peinigungen; bald mit Gewalt, bald durch Erpressungen seiner Habe beraubt, bald als Geißel von einem Orte zum andern geschleppt, bald unter Androhung des Todes zu Leistungen aufgefordert, die wider seine Pflicht waren, starb er endlich noch während ihres Aufenthaltes, und ließ mich als hülflose Waise zurück. Unser Gütchen war ruinirt; ich wagte es nicht, in dem verlassenen Hause zu bleiben, und nahm mit Freuden das Anerbiethen der Verwalterinn an, zu ihr in's Schloß zu ziehen. Das war eine Zeit, Marie! O diese wenigen Monathe haben mich um so viele Jahre älter gemacht! Doch diese Zeiten, ihre Drangsale und mein Verlust sind dir bekannt; und ich gehe darüber hin, um zu den Begebenheiten zu kommen, die du eigentlich zu wissen verlangst.

Endlich schien sich uns die Hülfe zu nähern; und obwohl unsere Peiniger uns absichtlich in Ungewißheit hielten, konnten wir doch aus ihrem Betragen erkennen, daß es nicht gut um sie stände, und unsere Leute nicht weit entfernt wären. Eines Morgens hörten wir ganz in der Nä-

he kanoniren; und da der Schall immer stärker wurde, schlossen wir, daß unsere Erretter vordringen müßten. Schon schlugen unsere Herzen voll freudiger Hoffnung, als — das Ärgste geschah, was uns widerfahren konnte. Die Feinde wollten sich nähmlich in dem sehr fest gebauten Schlosse noch eine Weile halten, um Zeit zu gewinnen. Die Thore wurden verrammelt, alles in Vertheidigungsstand gesetzt, und uns die Erdgeschosse, die starke Gewölbe hatten, zum Aufenthalt angewiesen. Mit welchen Empfindungen sahen wir gegen Abend von Weitem **liche Fahnen wehen und unsere Leute anrücken! Wir sollten gegen sie von dem Feinde vertheidigt werden! Bald begann der Kampf, das Schloß wurde beschossen; die Besatzung vertheidigte sich hartnäckig. Stumm, angstvoll saßen wir beysammen, die Verwalterinn, ihre Tochter und ich, und hatten nicht den Muth, uns zu erkundigen, was über unsern Häuptern geschah. Auf einmahl entstand ein schreckliches Geschrey, eine Brandkugel hatte gezündet, das Dach gegen uns über schlug in Flammen empor; wir schrien vor Entsetzen. Da flog von einem gewaltigen Stoße unsere gesperrte Thür auf, und zwey feindliche Soldaten stürzten herein — zuckten die Bajo-

nette, und drohten uns auf der Stelle zu ermorden, wenn wir ihnen nicht alles Geld gäben, das wir hätten. Wir waren so erschrocken, daß wir uns kaum besinnen konnten. Der eine Soldat riß mich zu sich, setzte mir das Bajonett auf die Brust. Ich schrie um Hülfe. Stelle dir unser Entzücken vor! Da drangen **liche Soldaten ein; ihnen folgte ein Offizier mit bloßem Degen. Wo ist sie? rief eine theure Stimme. Es war der General. Er eilte auf mich zu, haute nach dem Soldaten, der mich hielt, und faßte mich in den andern Arm; aber mir vergingen die Sinne, ich sank bewußtlos nieder.

Als ich mich erhohlte, fand ich mich in einem fremden Zimmer, ein paar Personen um mich beschäftigt, und gegen über durch's Fenster schlugen die Flammen des brennenden Schlosses von Weitem durch Nacht und Sturm zum Himmel empor. Ich hörte, daß die Unsrigen einen vollständigen Sieg erhalten und die Feinde vertrieben hatten, daß aber auch das Schloß ganz verbrannt, und nichts als die Menschen daraus gerettet worden seyen. Der General hatte mich aus dem brennenden Schlosse, nicht ohne eigene Gefahr, getragen, und an einem sichern Orte der Sorge Anderer übergeben, weil seine Gegen-

wart bey der Truppe nothwendig war. Mit welchen streitenden Empfindungen mich dieß erfüllte, kannst du leicht denken. Ich war in einer Art von Betäubung; ich wußte nicht, was ich zuerst denken oder überlegen sollte. Da ging die Thür auf, und er trat ein. Ich sprang auf, um ihm zu danken; aber ich war nicht vermögend zu sprechen. Er winkte, und man verließ uns. Fassen Sie sich, meine theure Sophie! sagte er: Die Gefahr ist vorüber, Sie sind in Sicherheit. Ihnen danke ich es, mein Retter, mein Schutzengel! rief ich, und meine Thränen brachen hervor. Ich ergriff seine Hand, und wollte sie an meine Lippen ziehen. Was machen Sie, Fräulein? rief er, schlang den Arm um mich, und drückte einen Kuß auf meine Stirn. Jetzt war es um meine Besinnung geschehen; ich zitterte, daß ich mich an seinem Arme halten mußte. Sophie, meine theure Sophie! rief er: O warum können diese Augenblicke nicht ewig währen! Ich muß fort. Fort? rief ich, und fühlte, daß ich erblaßte: O mein Gott! Was wird aus mir werden, wenn Sie mich verlassen? Sophie! antwortete er: Ich werde Sie nie — nie vergessen. Denken Sie meiner eben so, wenden Sie sich in jeder Lage Ihres Lebens

an mich, Sie werden den treuesten Freund an mir finden! Er drückte mich an seine Brust, ich weinte immer heftiger. Leben Sie wohl! sagte er mit unterdrückter Stimme. Ich blickte auf, ich sah Thränen in seinen Augen; er beugte sich zu mir herab, unsere Lippen berührten sich, ich weiß nicht wie — mir verging Himmel und Erde. Da riß er sich schnell los, rief: Lebe wohl! drückte mir die Hand, und war verschwunden.

Lange, lange stand ich betäubt da, ohne zu begreifen, was geschehen war. Endlich faßte ich mich. Ich war allein, und in meiner Hand lag ein seidener Beutel. Ich erschrak; ich öffnete ihn und fand ihn voll Gold. Es war von ihm. Er hatte meine hülflose Lage erfahren, und wollte mich nicht ohne Unterstützung lassen. Ich mußte ihm dafür danken; dennoch war etwas in dieser Handlung, das mich drückte. Ich fühlte meine Unterordnung sehr schwer. Indessen behielt ich keine Zeit, mich meinem Nachdenken und Gefühle zu überlassen. Die Bekannten, die Nachbarn sammelten sich; jedes hatte zu erzählen, jedes einen Verlust zu beklagen, und alle genug zu jammern. Nachdem wir unser Elend gegen einander gehalten, und alles wohl überlegt hat-

ten, fand es sich, daß, hier in dem halb zerstörten Orte zu bleiben, keine Möglichkeit sey, und jedes sich einen Zufluchtsort wählen müsse. Auch ich mußte daran denken, und mir fiel sogleich die gute Madame Müller ein, die einst bey meiner Mutter als Kammermädchen gedient hatte, und nun in der nächsten Kreisstadt verheirathet war. Ich schrieb ihr. Sie nahm mich gern auf; und ich schickte mich an, mit schwerem Herzen den Ort meiner Geburt, die Grabstätte meiner Ältern zu verlassen, und einem unbekannten Schicksale entgegen zu gehen. Noch ehe ich das Dorf verließ, kannst du dir denken, daß es eines meiner angelegensten Geschäfte war, mich nach dem Nahmen meines Schutzengels zu erkundigen. Aber leider hatte die Truppe, welche das Schloß erstürmte, schon am folgenden Morgen Ordre bekommen, weiter zu marschiren; und die jetzt kamen, die Gegend zu besetzen, wußten nichts von dem General. Vielmehr versicherten mich alle, daß nur ein Oberster diese Affaire kommandirt habe, der sich *** nannte; das Regiment aber hieß **. So war denn auch dieß Mahl meine Hoffnung vereitelt, und mir blieb nur die Wahrscheinlichkeit, daß entweder die erste Nachricht auf dem Balle falsch

gewesen, und mein Retter kein General, sondern Oberster sey, oder daß vielleicht das Regiment seinen Nahmen führe.

Mir that das sehr leid, denn mir war abermahls jede Aussicht abgeschnitten, in irgend einer Verbindung mit ihm zu bleiben; ja selbst die Möglichkeit, mich nach ihm zu erkundigen, war mir benommen. In der unruhigen Lage, in welcher ich mich damahls befand, überlegte ich das nicht so genau. Jedes trachtete fort zu kommen, sobald Pferde zu haben und die Wege frey waren. Mir glückte es schon am dritten Tage. Am Abende desselben betrat ich meinen neuen Zufluchtsort, das Haus der guten Müller, und richtete mich ein, hier von meiner Hände Arbeit und dem wenigen Gelde zu leben, was ich aus dem Verkaufe meines kleinen Gütchens lösen würde.

Meine Zeit verfloß still und einförmig. Ein theures Andenken verschönerte meine Einsamkeit. Ich sah die Thorheit meiner Neigung wohl ein; ich sagte mir tausend Mahl vor, es sey sträflich, eine Leidenschaft für einen Fremden, dessen Nahmen ich nicht einmahl gewiß wußte, der Vater, vielleicht auch Gatte war, den ich in meinem Leben wahrscheinlicher Weise nie wie-

der sehen würde, mit den besten Kräften meines Lebens zu nähren. Das sagte ich mir alles; und doch blieb alles genau wie vorher. Ach, wenn ich den Tag über mich recht müde gearbeitet hatte, um meinen Lebensunterhalt zu gewinnen, dann setzte ich mich hin und nahm das einzige Andenken, das mir von seiner Erscheinung geblieben war, den seidenen Beutel, in die Hand, und überließ mich grillenhaften Träumen! Der Beutel war von Seide und Silber sehr artig gestrickt, und eine ausdrucksvolle Devise bezeichnete ihn als ein Geschenk von lieber Hand. Vielleicht von seiner Frau, dachte ich dann, und es fiel mir zentnerschwer auf's Herz. Aber nein! dann hätte er ihn nicht weggegeben, auch nicht, wenn er Witwer wäre, wie ich mir das erste Mahl dachte, als ich ihn sah! So irrte mein Geist von einer Vorstellung zur andern, und fand ein schmerzlich süßes Vergnügen im Entwerfen von allerley romantischen anziehenden Scenen zwischen ihm, der Verfertigerinn des Beutels und mir selbst.

Noch waren die Goldstücke unberührt. Ich war sehr arm; aber ich hätte lieber gedarbt, als sie angegriffen. Allein nun wurde ich krank, die eiserne Noth drang mich; wenn ich nicht zu

Grunde gehen wollte, mußte ich sie gebrauchen. Ich that es mit dem größten Widerstreben; denn mir lag sehr wenig an der Erhaltung meines Lebens. Wie gern wäre ich damahls gestorben! Wie gern auch jetzt! Was ist's denn, das mich hier halten kann?

Ich genas langsam. Während meiner Krankheit hatte ich an der Frau des Oberamtmanns eine Wohlthäterinn, einen guten Engel gefunden. Sie verließ mich auch nicht, als ich gesund worden war; und nur ihrer rastlosen Verwendung, ihren freundlichen Empfehlungen verdanke ich meine jetzige Stelle. Indessen wurde mein Gütchen verkauft. Der Ertrag war viel kleiner, als ich mir geschmeichelt hatte; dennoch setzte er mich in den Stand, die Summe, die mir so großmüthig gegeben worden war, wieder vollständig zu machen, und mir blieb noch ein ziemlicher Betrag, den ich durch Wirthschaft und Sparsamkeit zu einem Nothpfennige für alte und kranke Tage zu vergrößern denke. Sieh, meine liebe Marie! Das ist die Geschichte dieses Geldes, und zugleich die meines Herzens seit den letzten zwey Jahren. Ihn habe ich nie wieder gesehen, werde es auch vielleicht in meinem Leben nicht; aber sein Andenken wird nie aus mei-

ner Brust weichen, und er war auch ganz allein Ursache, daß ich jenen Heirathsantrag ausschlug, von welchem dir die gute Müller schrieb, und sich bitter über mich beklagte. Mir schien es Gewissenssache, einem Manne am Altare Treue zu schwören, während das Herz mit dem Bilde eines Andern erfüllt ist, und wenn ich auch eine gute Versorgung darüber verscherzen und gezwungen seyn sollte, mein Brot mit Handarbeit zu verdienen.

Den 2. Junius.

Ich habe schon einige Tage vorbey gehen lassen müssen, ohne dir schreiben zu können; aber bey uns herrscht jetzt viele Unruhe und Geschäftigkeit. Wir erwarten den Grafen; und da er, theils durch die Feldzüge, theils durch seine Verhältnisse am Hofe abgehalten, seine Güter seit mehr als drey Jahren nicht gesehen hat, so ist diese Ankunft ein Freudenfest für die Gegend, das sie in eine Art von schwärmerischem Entzücken und Trunkenheit versetzt. Der Graf ist sehr beliebt auf seinen Herrschaften; er ist ein thätiger Landwirth und ein wahrer Vater seiner Unterthanen. Hierzu kommt noch der Ruhm, den

er sich im Kriege erwarb, und eine geheime Rücksicht, die freylich nicht bey allen — denn es kennen sie nur wenige — aber bey diesen wenigen noch mehr Interesse für ihn erwirbt. Er ist nicht glücklich in seinem Hause. Wer das nun weiß, der sucht durch verdoppelte Aufmerksamkeit dem verehrten und bedauerten Gebiether diese dunkle Seite seines Schicksals zu vergüten. Es werden schon alle Anstalten zu seinem Empfange gemacht. Die Beamten dieser und seiner übrigen nahen Herrschaften haben sich uniformirt und beritten gemacht; sie werden den Grafen eine Stunde weit von hier, an seinen Grenzmarken, empfangen und zu Pferde hierher begleiten. Am Eingange des Dorfes erwartet ihn der Pfarrer, der Schulze und die Ältesten der Dörfer. Im Orte werden Gras und Blumen gestreut, die Häuser mit Zweigen verziert, alle Glocken geläutet, Pöller gelös't, kurz Alles so feyerlich eingerichtet werden, als es auf dem Lande möglich ist. Ich freue mich recht herzlich auf diesen Tag, und habe den Kindern, theils um ihre Freude zu vergrößern, theils um ihrem allgemein verehrten Vater meine Achtung zu beweisen, heimlich eine Art von Phantasie-Kleidern mit Blumenguirlanden gemacht, in denen

die zwey schönen Mädchen wie Liebesgötter aussehen werden. Dann habe ich sie einige Verse gelehrt, die ich, so gut es gehen wollte, zu dieser Gelegenheit verfertigte. Diese sollen sie dem Vater declamiren, und ihm als Proben ihres Fleißes einige Arbeiten überreichen. Die guten Mühlbergschen, in deren Umgange ich unsern Gebiether kennen und schätzen lernte, haben mich mit Lobsprüchen weit über mein Verdienst für diese Kleinigkeit überhäuft. Doch, meine Liebe, es wird spät; morgen ist der erwartete Tag, und ich habe noch viel zu thun. Lebe wohl!

Den 2. Abends.

Gerechter Gott! In welchem Hause bin ich! Graf Wehlau ist der General, er ist der Unbekannte, dem ich mein Leben danke! O, was wird, was muß er denken, mich hier zu finden, als Hausgenossinn, als Erzieherinn seiner Kinder! Höre die Geschichte dieses Tages, den ich in meinem Leben nicht vergessen werde, und urtheile von meiner Lage! Der schönste Sommermorgen schien die Absichten eines frohen, dankbaren Volkes begünstigen zu wollen, das seinem geliebten Herrn entgegen sah. Unsere Cavalleri-

sten zogen in schönster Ordnung um acht Uhr im Schloßhofe auf, Mühlberg, der recht gut aussah, an ihrer Spitze; sie salutirten die Gräfinn, die Kinder, und sprengten durch den Thorweg und über die donnernde Brücke hinaus. Nach und nach kamen die Pfarrer, die Ältesten der Gemeinden, eine Menge Volkes aus den benachbarten Dörfern. Alles im Schlosse war lebendig. Die Gräfinn warf sich in ihren größten Staat, sie bedeckte sich mit allen ihren Diamanten, und sah wirklich schön und sehr prächtig aus. Ich zog meine Kinder an. Die Gräfinn war ganz entzückt über ihr Aussehen, so entzückt, daß es mir leid that; denn sie hörte nicht auf, den Kindern zu wiederhohlen, wie schön sie wären. Um zehn Uhr verkündigte der Schall der Glocken, daß der Graf sich nähere. Alle Herzen fingen an zu schlagen, das meinige auch. Ich ahnete nicht, warum es so bang schlug! Jetzt knallten die Pöller auf; ein lautes Vivatrufen, das sich immer näher wälzte und immer stärker ward, sagte uns, daß er bald hier seyn würde. Ich erwartete, den Wagen zu hören; aber der Graf war vor dem Dorfe ausgestiegen, und kam nun, umringt von seinen getreuen, geliebten Unterthanen, zu Fuße mitten

unter ihnen in's Schloß. In der Gräfinn Gesichte zeigte ein Zug, der mir äußerst mißfiel, ihre Mißbilligung dieser Herablassung; doch faßte sie sich und ging ihm über die Treppe entgegen. Ich folgte mit meinen Kindern. Er stand im Schloßhofe, abgewandt von uns, unter seinen Leuten, die seine Hände, den Saum seines Kleides, seinen Säbel, kurz, was sie erhaschen konnten, küßten. Jetzt wandte er sich um, seine Gemahlinn zu umarmen; ich erkannte ihn, mir ward schwarz vor den Augen, ich mußte mich an der Mühlberg halten, die neben mir stand. Was ist Ihnen? sagte sie. Mir wird übel; erwiederte ich: Ich muß auf mein Zimmer. Sie wollte mich begleiten; ich nahm es durchaus nicht an. Wie hätte ich in meiner Verfassung die Gegenwart eines Zeugen ertragen wollen? Es wird mir besser werden, wenn ich aus dem Gedränge komme, sagte ich, und eilte, so schnell ich's vermochte, die Treppe hinauf, um nur seinen Blicken nicht zu begegnen. Aber am ersten Treppenfenster konnte ich nicht weiter; der Ton seiner Stimme fesselte mich. Ich blickte hinab, er umarmte seine Kinder, die kleinen Engel hingen an seinem Halse, er hielt ihre Geschenke in seiner Hand,

und Thränen glänzten in seinen Augen. Jetzt stellte er die Kinder nieder, sie sagten ihre Verse her; ich sah die reinste menschliche Freude aus seinen edlen Zügen leuchten, und ich war so glücklich gewesen, sie zu vermehren! Trunken von Seligkeit und in diesem Augenblick alles Übrige vergessend, weidete ich mich an dem schönen Anblicke; aber ich mußte eilen, mich zu entfernen, denn ich sah ihn mit den Kindern auf die Treppe zu gehen.

Als ich auf meinem Zimmer und der erste Sturm der Freude und Bestürzung vorüber war, sah ich erst das Mißliche meiner Lage ein, und schauderte vor dem Gedanken, daß Wehlau glauben könnte, ich hätte gewußt, in wessen Haus ich kommen sollte, und mich so ohne sein Wissen, vielleicht gegen seinen Willen, zu ihm gedrängt. Diese Furcht wurde mit jedem Augenblicke peinlicher; und so setzte ich mich schnell hin, und schrieb ihm ungefähr folgendes Billet:

»Eine sonderbare Verkettung von Umständen verbarg mir bis jetzt den Nahmen meines Retters und Wohlthäters; und in dieser Unwissenheit nahm ich meine gegenwärtige Stelle an. So kam ich in Ihr Haus, zu Ihren Kindern, ohne zu ahnen, daß der Graf von

Wehlau, den Alles verehrt, was ihn kennt, und mein unbekannter Schutzengel Eine und dieselbe Person sey. Zufällige Ereignisse dienten seit dem dazu, mich in diesem Irrthume zu bestärken, und erst der heutige Morgen hat das Räthsel gelöset. Ich habe es vermieden, Ihnen zu begegnen, um nicht vor Ihren Augen erröthen zu müssen, ehe ich durch eine eben so aufrichtige als nöthige Erklärung jedes Mißverständniß zu entfernen im Stande war. Die Art, wie Sie mich einst behandelten, läßt mich hoffen, daß Sie keinen Zweifel in mein Geständniß setzen, und mich so beurtheilen werden, wie ich es zu verdienen glaube.«

»Auch Ihr edelmüthiges Geschenk ist noch in meiner Hand. Es hat mich zur Zeit der höchsten Noth wohlthätig gerettet, wie Sie selbst thaten, wie es mit dieser Gabe Ihre Absicht war. Diese Zeit ist nun vorüber; und ich bin im Stande, diese Summe in Ihre Hände zurück zu legen, die gewiß künftig einen eben so edlen als schönen Gebrauch davon machen werden.«

Sophie v. Alwin.

Ich hatte das Billet kaum geendet, als meine beyden Liebesgötterchen gesprungen kamen,

mir die Geschenke zu weisen, die sie von ihrem Vater erhalten, und die eben so von seiner liebevollen Sorge, als von seinem Geschmacke zeugten. Zugleich brachten sie mir die Bothschaft mit, ihr Vater wünschte sehr, der liebenswürdigen Dichterinn seinen Dank persönlich bringen zu können; er bedaure, daß meine Unpäßlichkeit ihn daran hindere, er hoffe aber, sie würde bald vorüber gehen, und er die Freude haben, mich bey Tische zu sehen. Ich faßte mich, und sagte nach einer Weile: Mir ist nicht ganz wohl, liebes Malchen — so heißt die Älteste; ich weiß nicht, ob ich bey Tische erscheinen kann. Wo ist der Papa? »In seinem Cabinette, Mühlberg ist bey ihm, sie lesen in Schriften.« Seyen Sie so gütig, ihm dieß Billet zu bringen; es enthält meine Entschuldigung. — Die Kleine hüpfte mit ihrer Schwester fort. Ich stand auf und ging im Zimmer herum, um mich zu fassen, als die Kinder wieder kamen und mir erzählten, ihr Vater habe das Billet gelesen, und lange Zeit darauf nichts gesprochen; dann sey er heftig im Zimmer herum gegangen, und habe sie endlich mit der Antwort fortgeschickt, er werde, wenn es mir nicht zuwider wäre, selbst auf mein Zimmer kommen.

So stehen nun die Sachen; und ich erwarte mit Angst und Entzücken den Augenblick des Wiedersehens. Ich zittere vor seinem Anblicke, und zähle die Secunden bis zu seiner Ankunft. O, welche Widersprüche enthält das menschliche Herz!

Abends.

Ich habe ihn gesprochen. O Marie! Was ist das für ein Mann! Ich soll hier bleiben, seine Kinder nicht verlassen; er will sie nur in meinen Händen wissen, ich kann ihm seine Ruhe, das einzige Glück, das ihm noch übrigt, dadurch erhalten. Kann ich nun wohl fort? Darf ich seine Erwartungen täuschen? Und wenn ich bleiben und um ihn leben soll, was wird aus mir werden?

Alles, alles, was er thut, ist edel; so war auch sein Betragen beym Wiedersehen. Wie ein vieljähriger Bekannter, wie ein älterer Freund oder Verwandter, nahte er sich mir. Keine Anspielung auf frühere Begebenheiten, keine Erinnerung an die letzten Augenblicke unsers Zusammenseyns entfloh ihm. Er dankte mir mit Wärme für die Freude, die ich ihm heute be-

reitet hatte, er empfahl mir mit väterlicher Zärtlichkeit seine Kinder, er sagte, daß der Gedanke, sie in meinen Händen zu wissen, eine schwere Sorge von seinem Herzen genommen habe, daß er den Zufall segne, der mich in sein Haus geführt, und daß er mich beschwöre, es nie, nie wieder zu verlassen. Er hatte bey diesen Worten meine Hände gefaßt; er sprach mit einer Heftigkeit, mit einem Ausdrucke in seinen Blicken! Ach, es war doch nur Vatersorge, obwohl mein thörichtes Herz auf einen Augenblick etwas anders in seinen Augen zu lesen glaubte. Nein, der Gedanke ist eben so ungegründet, als er eitel und gewissenlos ist. Nein, nein! Wehlau! Du sollst nichts von den Qualen einer hoffnungslosen Leidenschaft fühlen. Gott erhalte dir den Frieden deines edlen Herzens! Gott schütze dich vor den Martern, den Gegenstand einer unglücklichen tugendhaften Liebe stets vor Augen zu haben und zu wissen, daß er für uns auf ewig verloren ist!

Am andern Morgen.

Ich habe die ganze Nacht nicht geschlafen. Tausend verschiedene Empfindungen und eben so vie-

le Plane durchkreuzten sich in meinem Gemüthe. Am Morgen kam ich endlich doch zu einem Entschlusse. Ich bleibe hier; denn ich halte es für Pflicht. Ich bin ihm das Leben schuldig; er hat es mir mit Gefahr des seinigen erhalten, als er mich ohnmächtig aus dem brennenden Schlosse trug. Kann ich weniger für ihn thun, als das, was ihm das Theuerste auf Erden ist, seine Kinder, besorgen? Kann ich ihm sein Opfer schöner vergelten, als wenn ich das Leben, das er erhielt, für ihn verwende? Ja, es ist ihm, seinem Glücke geweiht, und ich werde das meinige in der süßen Beschäftigung mit seinen Kindern finden. Ich werde alle meine Kräfte anstrengen, um sie zu guten, edlen Menschen, um sie ihres vortrefflichen Vaters würdig zu erziehen — sie sollen in mir eine zweyte Mutter finden. Ach, dieser Nahme ist so theuer!

Im Julius.

Mein Leben geht still und einförmig, aber voll innern Gehaltes dahin. Ich bin sehr glücklich, Marie, und doch auch sehr unglücklich! Ich lebe um ihn, ich bin täglich Zeuge seines thätigen, gemeinnützigen Lebens, der Kraft und

Besonnenheit, mit der er selbst alles betreibt und beseelt, noch mehr aber des reinen, frommen Willens, mit dem er für das wahre Wohl, das dauerhafte Glück seiner Untergebenen sorgt. Seit er hier ist, ist auch unsere Tagesordnung verändert; die Gräfinn hat sich nach seiner Weise bequemt oder bequemen müssen, und wir essen nun alle über einen Tisch zu den gewöhnlichen Eßstunden Mittags und Abends. Er hat viel Sinn für ein hausväterliches Leben. Seine Anordnungen, sein Betragen gegen seine Leute, alles verbreitet einen Geist stiller, ruhiger Ordnung uud traulichen Beysammenlebens; man fühlt sich behaglich in dem fest bestimmten Wirkungskreise, und die Stunden der Vereinigung sind wahre Stunden der Erhohlung. Wir haben nicht Eine überflüssige Person im Hause, den Hofstaat der Gräfinn ausgenommen, in den er sich nicht mischt. Diejenigen, welche er aufnimmt, besoldet und regiert, müssen thätig und willig seyn. Hieraus entsteht ein so leiser unwandelbarer Gang des Hauswesens und eine solche Heiterkeit und Ruhe der Gemüther, daß wir uns alle wohl dabey befinden, und den Fremden, der unser Haus betritt, der Geist der Heimlichkeit und des Zutrauens freundlich um-

fängt. Gegen mich beobachtet er die größte Achtung und zarteste Schonung; er sieht mich nie allein, nicht einmahl in Gegenwart der Kinder. Aber wenn er den ganzen Tag entweder mit Schreiben in seinem Cabinett, oder im Feld und Walde bey seinen Arbeitern zugebracht hat, kommt er zuweilen Abends in Mühlbergs Gärtchen hinüber, mit dem ihn seit seiner Jugend eine innige Freundschaft verbindet, und der mehr sein Vertrauter als sein Beamter ist. Auch ich bin meistens mit den Kindern dort; und seine Unterhaltung ist dann eben so ungezwungen und herzlich, als sie anziehend und unterrichtend ist. O wie manches habe ich schon von ihm und Mühlberg gelernt! Aber wie viel bleibt mir noch übrig, um auch nur von fern dem schönen Vorbilde dieser zwey trefflichen Männer zu gleichen!

Im Julius.

Ich habe mir endlich gestern ein Herz genommen und bey Mühlberg mit dem Grafen wegen des Geldes gesprochen. Es hatte mich lange gedrückt; denn es sollte nichts zwischen uns seyn, was mich beschämen könnte. Er sah ernst und beynahe gekränkt aus, als ich es ihm in die

Hand legte. »Wenn Sie sich dadurch gedrückt fühlen, mein Fräulein, dann ist es meine Pflicht, das Geld zurück zu nehmen.« Nicht also, Herr Graf! fiel ich ein: aber ich bedarf durch Ihre Güte dieser Summe jetzt nicht mehr. Meine Lage in Ihrem Hause ist so sorgenfrey, daß ich es für unrecht hielte, dieses Geld Dürftigern zu entziehen; und so lege ich es in Ihre segensreiche Hand, die es gewiß wieder zu edlen Zwecken verwenden wird. Er sah mich an, dann auf den Beutel; es war ein anderer von einfacher grüner Seide. Ach, den seinigen hatte ich nicht die Kraft zurück zu geben! Schilt meine Schwachheit, wenn du willst; aber es war das einzige Andenken jener unvergeßlichen Stunde! Ich glaubte eine flüchtige Röthe über sein Gesicht gleiten zu sehen. Nach einigem Bedenken sagte er endlich: Gut denn, mein Fräulein! Ich will es behalten; aber erlauben Sie einem alten Freunde noch ferner für Sie zu sorgen. Betrachten Sie mich als den Verwalter Ihres Vermögens; und, wenn Sie dessen einst bedürfen, vielleicht zu Ihrer Ausstattung — er hielt inne, und sah mich mit einem sonderbaren Blicke an, daß ich die Augen voll Wasser niederschlagen mußte — dann nehmen Sie

es aus meiner Hand wieder an. Er drückte die meine flüchtig, und verließ das Zimmer.

Im August.

Ich weiß nun auch etwas Näheres von seinen häuslichen Verhältnissen. Ach, er ist nicht glücklich! Er lernte, als er noch sehr jung war, seine Frau kennen, die außerordentlich schön, von guter Familie, aber ganz arm war, und im Hause harter Verwandten, als eine Art Gesellschaftsfräulein, sehr gedrückt und unglücklich lebte. Ihre Reize, ihr stilles Leiden entzündeten eine heftige Leidenschaft in seiner Brust; er wollte sie aus dieser Lage reissen, ihr Glück schaffen, und das seinige in ihr finden. Seine Familie war dagegen; man suchte ihn durch Überredung und Zwang von dieser Verbindung abzubringen. Diese Hindernisse entflammten seine Liebe nur noch mehr, und seine Geliebte war schön, klug und fein genug, um den Vortheil einer solchen Heirath einzusehen, und alle, selbst die ungünstigsten Umstände für sich zu benützen. So kam es endlich dahin, daß er sie entführte, und die Liebe seiner Verwandten, und selbst einen Theil seines Vermögens um ihretwillen von sich

stieß. Er heirathete sie. Die ersten Monathe vergingen im Taumel des Entzückens. Nach einiger Zeit gelang es ihm, die Verzeihung seiner Verwandten zu erhalten; er führte seine schöne Gemahlinn in die Residenz, an den Hof. Das war es, was sie gewollt hatte. Hier trat ihr Charakter in sein volles Licht, und Wehlau's Glück ging zu Grunde. Schmeicheley, Glanz und Zerstreuung galten ihr mehr, als die Liebe und Wünsche eines edlen Gemahls, der sie anbethete. Sie stürzte sich in den Strudel der großen Welt. Keine Bitten, keine Vorstellungen konnten sie zurück führen; und um sie zu zwingen, liebte Wehlau sie noch zu sehr. Indessen rief ihn der Krieg von ihrer Seite; nun war sie auch des letzten lästigen Bandes los, und ihre Lebensweise wurde bald die Fabel des Hofes und der Stadt. Unmöglich konnte dieß dem beleidigten Gatten verborgen bleiben. Er erfuhr sein ganzes Unglück, und sein Entschluß war gefaßt. An Scheidung zu denken, verboth ihm die Liebe zu seinen Kindern; denn die Gräfinn, so eine schlechte Gattinn sie ist, ist keine ganz üble Mutter. Seine Hoffnungen auf häusliches Glück hatte er längst aufgegeben; jetzt trachtete er nur, seine Ehre zu sichern. Er kam schnell nach dem Feldzuge

zurück, stand unerwartet und plötzlich vor seiner erschrockenen Frau, und kündigte ihr an, daß sie die Stadt verlassen und künftig auf seinen Gütern leben müsse. Sie faßte eine Zeit lang die Möglichkeit eines solchen Befehles nicht, sie versuchte alle Waffen, die ihr einst zu Gebothe gestanden waren, ihres Gemahls nur zu reizbares Herz zu rühren; sie glitten alle an dem Schilde der beleidigten Ehre ab. Es wurde eingepackt. Wehlau ließ ihr die Wahl ihres Aufenthalts; sie fiel auf Wiltenbach, die schönste und beträchtlichste seiner Herrschaften. Der Graf war es zufrieden; und so lebt sie nun hier in einer Art von leidlicher Gefangenschaft, deren Härte sie, wenn ihr Gemahl abwesend ist, sich auf allerley Wegen zu versüßen weiß. Wenn er gegenwärtig ist, hält Furcht vor ihm sie von falschen Schritten ab. Die Sache geht leidlich fort; der Anstand wird beobachtet, und die Kinder und Nachbarn sehen kein auffallend böses Beyspiel.

Das ist die Geschichte von Wehlau's unglücklicher Ehe. Urtheile, Marie, ob diese Erzählung im Stande war, mein Herz zu beruhigen! Ach, ich sehe das seine an seinen heiligsten, edelsten Freuden darben; ich glaube manches Mahl zu fühlen, daß ich ihm etwas mehr bin, als bloß

Erzieherinn seiner Kinder; und ich muß alles das niederkämpfen, bezwingen, und still und heiter scheinen. Dieß ist sehr schwer.

Im August.

Der Graf ist auf einige Wochen nach seinen übrigen Gütern gereiset. Marie! Wenn ich vor kurzer Zeit nicht glaubte, den immerwährenden Kampf aushalten zu können, dann bath ich den Himmel, sich meiner zu erbarmen und durch eine Trennung den Knoten zu zerschneiden, den zu lösen meine Pflicht mir nicht erlaubte. Er hat mich erhört; und jetzt, jetzt möchte ich verzweifeln, daß er es hat! Das Schloß ist öde, die Gegend eine Wildniß geworden. Weißt du wohl, wie Wieland im Oberon die schnelle Verwandlung jenes Felsenthales beschreibt, das erst so schön und lachend war, und sich, nach des frommen Alphons Tode, schnell in eine grausende Wüste verkehrte? So scheint es mir jetzt in Wiltenbach, seit er fort ist. Wie kann ich leben in einer Luft, in der sein Athem nicht mehr weht, in der der Ton seiner Stimme nicht mehr klingt, wo mir nirgends mehr die geliebte Ge-

stalt begegnet, wo ihr festes Wirken, alle die tausend Züge eines weichen und doch so starken Herzens verschwunden sind? Unsere Lebensart ist auch verändert. Ich esse wieder mit den Kindern auf meinem Zimmer. Nicht mehr ruft der Klang der Tischglocke mich zu einer schönen Stunde voll Genuß, nicht mehr habe ich auf den Hall seines festen Schrittes zu lauschen, wenn er die Gallerie herauf kam, die Flügelthüren aufflogen, und der Gebiether, umringt von seinen Untergebenen, unter denen ihn seine Gestalt, sein Blick, Trotz der freundlichen Herablassung, als den Herrn bezeichnete, in den Saal trat. Nicht mehr erscheint er in den stillen Abendstunden bey Mühlberg, so ganz nur als Freund, als Mensch, als Vater, oder begleitet unsern Wagen auf Spazierfahrten, wie ehemahls, zu Pferde. Ach, das sind die tausend und tausend Reize des Zusammenlebens, das ist der geheime Zauber, der eine wohlgestimmte Ehe zum glücklichsten Loose der Erde macht! Die Zurückkunft des Gemahls und Vaters, das Wiedersehen bey Tische oder am Abende sind eben so viel lichte Puncte in dem gewöhnlichen Laufe eines Tages, die Würze, die festlichen Augenblicke, die einen schönen Wech-

sel in's einförmige Leben bringen, und es mit heitern Farben ausschmücken.

Im September.

Zu welchen Auftritten bin ich in dieß Haus gekommen! Was ist das für ein Leben unter diesen Großen! Und warum muß eben das einzige edle Herz unter ihnen leiden? Höre die Erzählung dieser letzten Tage, und theile meinen Schmerz mit mir!

Graf Wehlau war bereits vier Wochen abwesend; die Gräfinn hatte ihre vorige Lebensweise wieder angefangen. Ich lebte stille mit meinen Kindern im Andenken einer schönen Vergangenheit, als ein Cavalier in der Nachbarschaft, Graf Rottenau, seine Tochter mit dem Sohne des Ministers vermählte, und die Hochzeitfeyerlichkeiten das Gespräch und die Hoffnung der ganzen Gegend wurden. Auch unsere Gräfinn wurde gebethen, und nahm die Einladung an. Am Tage vor dem Anfange der Festlichkeiten ließ sie mich rufen, und ersuchte mich auf eine so verbindliche und dabey so bestimmte Art, sie zu begleiten, daß ich vergebens meine Pflicht, die Kinder nicht allein zu lassen, vorschützte. Sie

beruhigte mich mit der Vorstellung, daß wir erst gegen Abend wegfahren, und nach Mitternacht wieder hier seyn würden; denn Rottenau ist nur anderthalb Stunden von hier entlegen, und die Kammerfrau sollte statt meiner bey den Kindern bleiben. Es war meine Gebietherinn — was konnte ich antworten? Sie sandte mir, um auch die letzten Entschuldigungen zu entkräften, ihre Jungfer und allerley schönes Goldgeschmeide und Putzsachen, um mich dem Orte gemäß, wo ich erscheinen sollte, zu kleiden. Gegen Abend fuhren wir ab. Es war der Tag vor der Vermählung. Heute sollte Concert und Souper, morgen bey der Feyerlichkeit selbst Diner und ein prächtiger Ball, übermorgen eine kleine Komödie, und nach dem Theater eine komische Maskerade seyn, worauf ein Feuerwerk das Ende aller Feyerlichkeiten machen würde. Mir schwindelte, wenn ich an drey Tage, in solchem Geräusche verlebt, dachte, und ich war fest entschlossen, nicht alle Mahl zu gehen. Indessen reute mich der erste Versuch nicht. Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft, und wurde mit vieler Artigkeit, nicht als eine Untergebene der Gräfinn, sondern als ihre Begleiterinn, behandelt. Das Concert war schön. Du weißt, wie sehr ich die

Musik liebe; und so kam ich ziemlich vergnügt nach Hause.

Beym Aussteigen kündigte mir die Gräfinn an, daß ich sie den nächsten Tag wieder begleiten müsse. Es war mir äußerst unangenehm, ich sagte es gerade zu; aber die Gräfinn bestand darauf, und alles, was ich erhielt, war, daß ich nicht zum Diner hinüber fahren, sondern erst gegen neun Uhr Abends nachkommen durfte. Das geschah auch also; und was ich vorher gesehen hatte, traf ein. So gut ich mich im Concert unterhalten hatte, so verstimmt, so einsam fühlte ich mich auf dem Balle, und tausend Erinnerungen wachten schmerzlich in meiner Seele auf. Ein Umstand trug noch dazu bey. Derselbe fatale Offizier, der Lieutenant Holte, der mich vor drey Jahren im Bade zu ** so gepeinigt hatte, war zugegen; er lag mit seinem Regimente in dem nächsten Städtchen, und war mit vielen seiner Cameraden zu dem heutigen Balle gebethen. Ich mußte mit ihm tanzen; und er erlaubte sich einige sehr beleidigende Scherze über meinen Ritter, wie er den Grafen nannte, und mein jetziges Verhältniß in seinem Hause. Ich war gereizt, empört kann ich sagen, und segnete den Augenblick, wo mich die Gräfinn ru-

fen ließ, um fortzufahren. Ich bath sie auf der Stelle, mich von der Begleitung am nächsten Tage zu dispensiren; sie that es nach einiger Weigerung, und ich war froh, am andern Morgen, als ich erwachte, denken zu können, daß ich heute wieder in meiner gewohnten Stille leben würde. Die Gräfinn zog sich nach Tische an. Es kam mir sonderbar vor, daß sie es wagte, drey Tage nach einander bey diesen Feyerlichkeiten zu erscheinen, weil mir des Grafen Gesinnungen in dieser Rücksicht bekannt waren. Am Abende ließ sie mich rufen. Als ich in ihr Zimmer trat, stand sie und noch ein Frauenzimmer in einem phantastischen, aber schönen Maskenanzuge da. Jede hatte die Larve in der Hand. Seyen Sie so gütig, liebe Sophie, rief sie mir entgegen, dieser Dame Ihren Überrock und Ihren Shawl zu leihen, den Sie gestern trugen; sie war so unglücklich, den ihrigen beym Aussteigen zu zerreissen. Ich willigte gern ein, eilte auf mein Zimmer, und kam bald mit den verlangten Kleidungsstücken zurück. Ohne etwas zu ahnen, trat ich zu der Fremden, und wollte ihr helfen, den Überrock anziehen; denn der Wagen war schon angespannt. Jetzt erst sah ich ihr in's Gesicht. Allmächtiger Gott! Stelle dir mein

Entsetzen vor, es war der Offizier, dessen Porträt ich einst für des Grafen Bild gehalten hatte! Mir fiel das Kleid vor Schrecken aus der Hand. Was machen Sie? rief die Gräfinn. Ich faßte mich, so gut ich konnte; der Offizier kam nur mit Mühe in den Überrock, der ihm überall zu enge war. Die Gräfinn half lachend; mir schauderte in einem fort. Ich warf ihm den Shawl über, und eilte voll Abscheu und Verachtung aus dem Zimmer.

Es dauerte lange Zeit, ehe ich mein Gemüth beruhigen und einige Fassung gewinnen konnte. Wehlau's Bild trat vor mich; ich brach in Thränen über sein Schicksal aus, und erst in diesen Thränen fand ich einige Ruhe wieder. Die Kinder kamen zu mir, ich zog sie an meine Brust, und weinte über sie; sie begriffen meine heftige Rührung nicht, und suchten mich zu trösten. Ich ließ sie bald zu Bette gehen; und als ich mich allein fand, rief ich wieder alle Bilder und Erinnerungen des heutigen Tages und der Vergangenheit zurück. Schlafen konnte ich nicht; denn meine Empfindungen waren zu sehr aufgeregt. So trat ich an den Schrank, der meine wenigen Kostbarkeiten verwahrt, nahm den Beutel heraus, den ich wie ein Heiligthum verehre,

und hing meinen trüben Gedanken nach. Plötzlich entstand Lärm im Hause; ich eilte an's Fenster. Der Schloßhof füllte sich mit Leuten; einige hatten Fackeln. Endlich fuhr ein Wagen in's Thor. Ich hörte den Kutschenschlag öffnen, und wunderte mich, daß die Gräfinn schon zurück seyn sollte; denn es war kaum Mitternacht. Es dauerte sehr lange, bis man ausgestiegen war. Ich konnte nicht sehen, wer kam; aber mich befiel eine sonderbare Angst, mir schien der ganze Auftritt seltsam, unheimlich. Auf einmahl hörte ich mit schnellen Schritten über den Vorsaal gehen; die Thür wurde aufgerissen, die Kammerfrau stürzte bleich herein: Um Gotteswillen! Kommen Sie herab, Fräulein! Der Graf ist angekommen! Er ist verwundet! Ich erstarrte, ich wußte nicht, wie mir geschah; die Kammerfrau ergriff mich bey der Hand, und zog mich mit sich fort. Ich flog die Treppe hinab durch den Saal, durch die Zimmer. Endlich kamen wir in des Grafen Cabinett. Er lag auf dem Kanapeh halb entkleidet, aber völlig bey sich; sein Kammerdiener und ein Wundarzt waren um ihn beschäftigt. Als er mich sah, streckte er mir die Hand entgegen und bath mich um Verzeihung, wenn man mir Schrecken gemacht

habe. Ich war unfähig zu antworten, meine Hand zitterte heftig in der seinen; er drückte sie mir und sah mich lange und bedeutend an. Dann befahl er, mir die Schlüssel zu geben, damit ich alles besorgen könne, was sein Zustand erfordere. Ich ging hinaus, Anstalten zu machen; und hier hörte ich, daß der Graf in Rottenau gewesen, und von da hierher gebracht worden sey. Ich fragte nach der Gräfinn. Sie war dort geblieben. Mir graute; ein fürchterlicher Zusammenhang fing an, sich vor meiner Seele zu offenbaren. Halb bewußtlos kehrte ich in's Cabinett zurück, und machte in meiner Angst eine Menge Confusionen. Wehlau ertrug sie mit unbeschreiblicher Geduld. Nun hatte der Wundarzt den Verband geendet. Ich näherte mich ihm und fragte mit zitternder Stimme, ob die Wunde bedenklich sey? Wehlau heftete sein Auge auf mich; er sah mein Zittern, meine Todesblässe, und antwortete schneller als der Arzt, daß seine Verletzung ganz unbedeutend sey, und er in wenigen Tagen wieder aufzustehen hoffe. Ich sah ihn und den Wundarzt ängstlich, ungläubig an; aber auch dieser bestätigte Wehlau's Versicherung, und empfahl Ruhe, Entfernung alles Geräusches, aller Gemüthser-

schütterung. Bey diesen Worten sah ich eine heftige Bewegung in Wehlau's Augen; und ein Blick, den er auf die Kammerfrau warf, schien mir das ganze Geheimniß zu enthüllen. Jetzt stürzte Mühlberg verstört und blaß in's Zimmer. Auch zu ihm war die Schreckenspost, noch vergrößert, gekommen; und Wehlau beruhigte auch ihn mit herzlicher Freundlichkeit. Nun faßte ich Muth, wandte mich zum Wundarzte und sagte ihm, ich würde alle Sorge tragen, daß seine Vorschriften pünctlich befolgt werden sollten; aber um sicher zu seyn, daß nichts versäumt werde, würde ich mit Herrn Mühlberg diese Nacht hier wachen, wenn es der Graf erlaube. Wehlau fuhr empor, Purpurroth überdeckte sein Gesicht. Durchaus nicht, durchaus nicht! rief er: Sie sind von dem Schrecken zu sehr angegriffen, Ihre Gesundheit würde leiden. Der Wundarzt trat mir bey, er winkte mir, nicht nachzugeben; es schien ihm selbst daran zu liegen, besonders da er nicht hier bleiben, und erst morgen Abends wieder kommen konnte. Und da auch Mühlberg seine Bitten mit den meinigen vereinigte, gab Wehlau endlich nach, indem er unsere beyden Hände faßte, und herzlich an seine Brust drückte, indeß eine Thräne sein Auge

schwellte. Nicht so, nicht so, Herr Graf! rief Mühlberg: Sie sollen sich vor jeder Gemüthsbewegung hüthen. O schonen Sie eine Gesundheit, die uns allen so unendlich theuer ist! Seyen Sie ruhig! Ruhig? rief Wehlau mit einer Heftigkeit, vor der ich erschrak: Ruhig? sagst du, Ferdinand, nach dem, was vorgefallen ist? Ich kann nicht ruhig seyn; ich wäre nichtswürdig, wenn ich es könnte. Wir drangen bittend in ihn, da befahl er den Übrigen, hinaus zu gehen, und sagte: Nein, ich kann den Sturm nicht niederkämpfen; und so ist es mir leichter, wenn ich spreche. Ihr seyd meine Freunde! In eure treuen Seelen kann ich mein Herz ergießen. Nun begann er seine Erzählung. Die Gräfinn war gegen den Befehl ihres Gemahls zu Rottenau gewesen. Er erfuhr es und eilte sogleich zurück, um sie zur Rede zu stellen. Der Weg nach Wiltenbach führt über Rottenau. Er sah das Schloß beleuchtet und hörte, daß seine Frau mit Fräulein von Alwin da sey. Ein unglücklicher Einfall treibt ihn, auf der Maskerade zu erscheinen, und seine Frau zu beobachten. Sein Kammerdiener weiß sich im Schlosse einen Venetianermantel und eine Maske zu verschaffen. Wehlau kleidet sich beym

Pfarrer an, und tritt unerkannt in den Saal. Er sieht seine Frau bald mit einem Frauenzimmer, das er, durch meinen Shawl irre geführt, für mich hält. Er geht ihnen nach; aber er überzeugte sich in kurzen, daß die Fremde nicht die Erzieherinn seiner Kinder ist. Ihr Gang, ihre Haltung erregen einen kränkenden Verdacht in ihm. Ein Gespräch zweyer Masken hinter ihm macht seine Vermuthung zur Gewißheit; nicht er allein hält die Begleiterinn seiner Frau für einen verkleideten Mann. Sein Zorn wacht auf, und er bezwingt ihn nur so lange, bis er Gewißheit haben wird. Indessen geht er den beyden Masken immer nach, und sie verlassen den Saal, um sich in einem Zimmer abzukühlen. Wehlau folgt ihnen. Die Fremde nimmt die Larve ab, wie sie sich unbemerkt glaubt, und Wehlau erkennt den Offizier, den er schon längst als den Feind seiner Ehre haßt. Nun verläßt ihn alle Besonnenheit; er reißt die Maske ab, tritt schnell vor die Schuldigen hin, und sagt dem Offizier, er solle sich umkleiden und ihm in das Wäldchen hinter dem Garten folgen. Erblaßt, zitternd, aber entschlossen, folgt ihm dieser auf den Fuß, sucht seine Leute auf, wirft die Weiberkleider ab, und eilt in das Wäldchen, um

dem beleidigten Gatten Genugthuung zu geben. So schnell und geheim dieß alles verhandelt wurde, verbreitet doch die Angst der Gräfinn und die Muthmaßungen der Leute ein dumpfes Gerücht. Alles wird beunruhigt, man eilt den Kämpfenden nach; aber es ist zu spät. Der Offizier hat bereits einen Hieb über das Gesicht bekommen, der ihn lebenslang an diese Nacht erinnern wird, und Wehlau ist in der Seite verwundet. Man springt den Verwundeten bey. Der Offizier wird ohnmächtig in's Schloß gebracht. Wehlau besteht, Trotz alles freundschaftlichen Dringens der Rottenauschen, darauf noch diese Nacht nach Wiltenbach zurück zu kehren; seine Frau bleibt in Rottenau.

Das war die Geschichte, die uns Wehlau in der heftigsten Gemüthsbewegung, oft unterbrochen und nur langsam, mitzutheilen im Stande war. Vergebens suchten wir ihn zu besänftigen; seine beleidigte Ehre, der Gedanke, daß die Geschichte dieser Nacht zur Fabel der Welt werden würde, Zorn und Verachtung gegen die, die seinen Nahmen und ihr Verhältniß so wenig schonte, alles das regte sein Gemüth in wildem Sturme auf, und zog ihm, mit dem Schmerz der

Wunde vereint, gegen den Morgen ein so heftiges Fieber zu, daß ich Mühlberg ersuchte, um des Grafen gewöhnlichen Arzt in die Residenz zu schicken. Er wollte das durchaus nicht; wir bathen beyde so dringend, daß er uns endlich nachgab, aber mit der Bedingung, daß wir nun, da es Tag geworden, und seine Leute alle um ihn her wach waren, zu Bette gehen und ruhen sollten.

Ich habe es versucht, ein paar Stunden zu schlafen; aber die innere Angst und Bewegung machte es unmöglich; ich stand wieder auf und setzte mich hin, dir die Geschichte dieses letzten Tages zu schreiben. O liebe Marie! Welch ein Leben ist dieß in diesem Hause!

Am andern Tage.

Ich ging gestern gegen Mittag zu Wehlau hinab, und fand ihn merklich übler. Das Fieber nimmt zu; er hat Augenblicke, worin er seiner Besinnung nicht ganz mächtig ist. Seine Frau, der Zweykampf, Rache und gekränkter Stolz sind die herrschenden Vorstellungen seiner See-

le, und manches Mahl entschlüpfen ihm Worte, Ausrufungen, die mich noch weit tiefer erschüttern, indem sie mich mit schauderndem Entzücken füllen. Ich sehe Gefühle beantwortet, die ich mir selbst zu gestehen nicht wagte; und diese Beobachtung erfüllt mich mit Freude nnd Schmerz. Ich sehe ihn leiden und muß denken, daß jene Gefühle seinen Zustand verschlimmern; und er leidet mit so vieler Fassung, mit so viel Stärke, und mit solcher Sanftmuth! Wie dankbar er jede Bemühung der Freundschaft aufnimmt, jeden noch so kleinen Dienst erkennt! O meine Marie! Es liegt eine schmerzliche Seligkeit in dem Bewußtseyn, ihm so viel seyn zu können; ich möchte ihn ewig so pflegen, wenn er nicht dabey leiden müßte.

Später.

Es sind fünf Tage, seit Wehlau krank ist, und die Gräfinn ist noch nicht zu Hause. Sein Zustand verschlimmert sich zusehends. Die neue Wunde ist unbedeutend; aber die alten, an denen er vor zwey Jahren im Bade litt, drohen wieder

aufzubrechen. Der Arzt macht bedenkliche Mienen, Mühlberg und ich fassen uns mit Mühe; er allein ist ruhig, wenn er bey sich ist. Er sieht seinen gegenwärtigen Zustand mit Gleichgültigkeit an, und einer Catastrophe, an die wir nicht denken können, mit der Heiterkeit eines Christen entgegen. Marie! Wenn ich ihn nicht geliebt hätte, ich würde es jetzt müssen.

An Mademoiselle Marie Oltens.

**stadt den 18. Sept.

Ich habe den Auftrag von Fräulein Alwin, Ihnen, meine verehrteste Mademoiselle, zu melden, daß das Fräulein nicht mehr in Wiltenbach bey der Gräfinn von Wehlau, sondern seit acht Tagen in meinem Hause ist. Sie würde selbst geschrieben haben; aber sie ist sehr krank, so, daß wir mit Grunde befürchten, nicht so wohl, daß sie an diesem Übel jetzt sterben, als daß es vielmehr ihre Gesundheit ganz untergraben und

in ein schleichendes Fieber ausarten werde. Sie läßt Sie bitten, Ihre Briefe hierher zu addressiren. Die Ursachen dieser plötzlichen Veränderung ihres Schicksals behält sie sich vor, Ihnen mit der Zeit selbst zu schreiben. Was ich zu Ihrer Beruhigung sagen kann, ist, daß sich das Fräulein in guten Händen befindet, indem ich und meine Kinder gewiß es an keiner Sorgfalt fehlen lassen, und noch überdieß die gnädige Frau Oberamtmänninn selbst sie jeden Tag besucht, und sie wie ihr eigenes Kind zu halten befohlen hat.

Ich habe die Ehre mit ———

Therese Müller.

Sophie von Alwin an Marie Oltens.

**stadt im November.

Zwey Monathe sind wie ein dumpfer schwerer Traum vorüber. Ich bin erwacht. Zu welchem

Leben! — Die gute Müller, in deren Hause ich — vegetire, hat dir meinen Aufenthalt geschrieben und dir zuweilen Nachricht über mein Befinden gegeben; ich brauche dir also nichts vom Gange meiner Krankheit zu schreiben, und ich bin sehr froh darüber. Dennoch kann ich nicht ohne große Anstrengung meine Gedanken sammeln, und, was ich denke, zu Papier bringen. Verzeihe daher, liebste Marie, wenn dieser Brief noch manche Spuren von Geistesschwäche tragen, und in vielen Absätzen geschrieben seyn wird. Ich kann nicht lange bey einer Beschäftigung aushalten; aber ich fühle mich verpflichtet, dir mitzutheilen, was mit mir vorgegangen ist, und in dieser Mittheilung Erleichterung zu suchen.

Mein letzter Brief war, wenn ich nicht irre, vor zwey oder dritthalb Monathen aus Wiltenbach; ich meldete dir damahls die Krankheit des Grafen und meine Stimmung. Noch an demselben Tage kam sie zurück, sie, die ich nicht nennen kann, ohne daß sich mein Innerstes empört. Sie betrat sein Zimmer nicht, sie ließ mich nicht rufen, sie sah kaum ihre Kinder; wir verbargen ihm ihre Anwesenheit, und es gelang uns, ihn diesen und den ganzen folgenden Tag

in dieser wohlthätigen Unwissenheit zu erhalten. Nachmittags saßen die Mühlberg und ich in seinem Zimmer; er lag ruhig und schien ein wenig zu schlummern. Da trat die Kammerfrau ein, die seit der ersten Nacht sich nicht wieder in seinem Zimmer hatte zeigen dürfen, und winkte mir, ihr zu folgen. Es lag so etwas Schadenfrohes in den Zügen dieses Weibes, das ich nie hatte leiden mögen, weil ich sie für das folgsame Werkzeug, wo nicht für die Verführerinn ihrer Frau hielt. Was wollen Sie von mir? sagte ich, als wir im Saale waren. Sie sollen zur Gräfinn kommen, antwortete sie, und ging mit trotziger Unart immer vor mir voraus bis in der Gräfinn Zimmer. Mich ärgerte diese Unverschämtheit; ich war entschlossen, mich bey der Gräfinn darüber zu beschweren. Wie ich eintrat, saß die Gräfinn auf dem Sopha, und — der Beutel, den ich von Wehlau erhalten hatte, lag vor ihr auf dem Tische. Ich erschrack und fühlte, daß der Schrecken sich in meinen Zügen mahlte.

Ihr Erblassen, Mademoiselle, (sie hatte mich sonst immer Fräulein genannt) überhebt mich vieler Mühe, rief sie mit bitterm Hohne. Sie sind schuldig, wie ich es dachte —

Schuldig? antwortete ich: Was nennen Sie so, gnädige Frau? — Was ich so nenne? schrie sie mit ausbrechender Wuth, indem sie mir den Beutel vor die Füße warf: Buhlerische, freche Creatur! Und du hast noch die Stirn, mich zu fragen? Ich erschrack noch mehr, ich wollte antworten; aber ich hatte kaum ein Wort gesprochen, als sie mit einem Strome von Bitterkeiten und Schmähungen, die sie über mich ausschüttete, mir alle Möglichkeit der Vertheidigung benahm. Ich hätte ihren Gemahl längst gekannt und eine sträfliche Verbindung mit ihm unterhalten, er habe sein Geld an mich verschwendet, meine Aufnahme in sein Haus sey eine listig veranstaltete Komödie und alles nur darauf angelegt gewesen, mich in seine Nähe zu bringen, um unser schändliches Verhältniß ungestört fortsetzen zu können. Sie wußte Alles, mein erstes Zusammentreffen mit ihrem Manne im ** Bade, und meine Rettung durch ihn. Mein Brief, den ich am ersten Tage seiner Ankunft an ihn schrieb, mein ganzes folgendes Betragen, meine jetzige Sorge für ihn, Alles wurde mir, zu einem gehässigen schändlichen Ganzen geordnet, vorgehalten, daß ich über die fürchter-

liche Wahrscheinlichkeit erschrack, mit der man abgerissene Anecdoten und zufällige Umstände zum Verderben einer Unglücklichen zusammen stellen konnte.

Ich war vernichtet; ich vermochte nichts zu antworten. Der Schein war wider mich, und kein Zeuge für die Wahrheit meiner Behauptungen, als Gott und mein Gewissen. Als sie aufgehört oder vielmehr sich müde geschmäht hatte, kündigte sie mir in den härtesten Ausdrücken an, daß ich binnen vier und zwanzig Stunden ihr Haus verlassen müßte, weil es das Wohl Ihrer Kinder und ihre Ehre nicht erlauben, die anerkannte Buhlerinn ihres Mannes im Hause zu behalten. Ihre Ehre! O bey diesem Worte wendete sich mir das Herz im Busen um! Eine sehr bittere Antwort trat auf meine Lippen; aber ich schwieg und verließ sie.

Ich hatte gestern geschrieben, so lange es meine Kräfte zuließen. Ach, es ist ein sehr anstrengendes Geschäft, die Geschichte seiner Leiden zu erzählen! Und dennoch finde ich eine Art von Trost darin.

Wie ich in mein Zimmer kam, weiß ich nicht. Es war gegen Abend und völlig dunkel, als ich aus meiner Betäubung geweckt wurde. Die Kammerfrau trat ein und forderte mir die Kinder ab. Ihre Betten, ihr Nachtzeug, Alles mußte noch diesen Abend zur Gräfinn hinab gebracht werden. Das war ein entsetzlicher Augenblick! Die armen Kinder begriffen nicht warum? Sie hingen mit so herzlicher Liebe an mir. Ich ließ alles geschehen, ohne ein Wort zu sagen, ohne Thränen, ohne Klage entließ ich die Kleinen; die Brust war mir zusammen geschnürt, ich hatte kaum Athem genug. Als sie fort waren, versank ich auf's neue in trübes Nachsinnen und halbe Bewußtlosigkeit. Spät kam Mühlberg. Er wußte alles, die Theilnahme des treuen Freundes berührte mein Herz wohlthätig; aber was ich zu hören hatte, linderte meinen Zustand nicht. Wehlau hatte mein Wegbleiben bemerkt und öfters nach mir gefragt; endlich, da ihm niemand zu sagen wußte, wo ich geblieben war, befahl er, mich zu rufen. Da entschlüpfte dem Kammerdiener ein unbedachtes Wort; er hatte alles von der Kammerfrau erfahren. Wehlau faßte es schnell auf, er drang

darauf, mehr zu wissen; der Mensch war zu einfältig, um seine Unbesonnenheit wieder gut zu machen, und so hörte Wehlau den ganzen Vorgang, den unter allen Menschen er zuletzt oder gar nicht hätte erfahren sollen. Die heftige Erschütterung des Gemüthes beraubte ihn des Bewußtseyns; er verfiel in Phantasien, und endlich in eine Art von Raserey, die für sein Leben zittern macht. So war er noch, als Mühlberg ihn verlassen hatte, um mich zu sehen. Er fürchtete das Ärgste; und ich konnte wohl aus seinen Reden schließen, daß er alle Hoffnung aufgegeben hatte.

Ich war außer mir; mein Herz ergoß sich in Bitterkeit gegen die Urheberinn all dieses Unglücks.

Ich begreife Ihren Schmerz, liebe Freundinn, sagte Mühlberg: Aber lassen Sie uns gerecht seyn! Hören Sie mich an! Die Gräfinn ist ein sehr gewöhnliches Weib, ja, sie ist noch unter dieser Stufe. Setzen Sie sich in ihre Lage, mit diesem Gemüthe, das nichts Edles und Großes zu fassen vermag, weil die Fähigkeit dazu nicht in ihm liegt; denken Sie, daß sie schon längst der Untreue überführt, von einem

beleidigten Gemahl in einer Art von Verbannung gehalten, und von allem getrennt wird, was sie Glück und Vergnügen nennt, daß sie erst vor einigen Tagen durch eben diesen Gatten auf schlechten Wegen ertappt, öffentlich beschämt und zur Fabel der Welt geworden ist! Und nun erfährt diese Frau, daß der Gemahl, der sie so streng richtet, der eine, wie sie glaubt, schwärmerische Tugend von ihr fordert, selbst nicht schuldlos ist, daß er längst eine Andere liebt, daß diese Andere sich in ihrem Hause, an der Seite ihres Gemahls befindet, daß seine Liebe gegen sie fortwährt, daß sie es ist, die ihn in seiner Krankheit pflegt! — — Denken Sie sich das unparteyisch und urtheilen Sie, ob eine Person, wie die Gräfinn, anders handeln konnte?

Ich verstummte. Ach, er hatte nur zu sehr Recht.

»Noch ist nicht alle Hoffnung verloren, meine Freundinn! Wehlau lebt noch; er ist jung, kräftig, Gott kann ihn uns erhalten. Und ist er nur wieder gesund, so wird auch alles sich wieder finden und gut gehen. Stirbt er, dann habe ich auf jeden Fall sein Testament in Hän-

den, das Ihr und seiner Kinder Schicksal bestimmt.«

— Und wohin soll ich mich wenden? sagte ich nach einer langen Pause: Ich habe niemanden auf der Welt.

»Gehen Sie indessen nach **stadt zu der guten Müller! Sie wird Sie mit Freuden aufnehmen. Ich werde Ihnen morgen Pferde besorgen; mein Schreiber soll Sie begleiten. Gehen Sie in Gottes Nahmen! Wir sehen uns wieder, entweder froher, oder doch gefaßter als jetzt.«

Er drückte meine Hand und eilte fort. Ich wollte meine verworrenen Gedanken sammeln; es gelang nicht. Ich warf mich auf's Bett, meine Angst, mein Schmerz verscheuchte den Schlaf; ich stand am Morgen eben so wach, nur viel erschöpfter, wieder auf, als ich mich niedergelegt hatte. Das allein hatte mir die Stille der Nacht gewährt, daß ich nachdenken und die zerstreuten Bruchstücke meines Unglücks in ein Ganzes ordnen konnte. Ich erinnerte mich nun, daß ich den Lieutenant Holte auf dem Balle zu Rottenau gesehen hatte, daß er unter demselben Regimente diente, welches zur Er-

stürmung des Schlosses beordert wurde, und daß er vielleicht selbst bey der Affaire gewesen war. Er konnte alles wissen, die Gräfinn alles von ihm erfahren haben. Den Beutel hatte ich in jener Schreckensnacht, als die Kammerfrau in's Zimmer stürzte, in Händen gehabt, und in der Verwirrung liegen lassen. Es war eine Arbeit der Gräfinn; sie hatte ihn erkannt, und vermuthlich, indessen ich unten war, weggenommen. So hing alles zusammen, und ließ sich leicht erklären; ach, nur zu leicht und natürlich!

Am Morgen ging ich zu Mühlberg hinüber, um mir Nachricht von Wehlau zu verschaffen. In sein Zimmer durfte ich nicht mehr; es war strenges Verboth der Gräfinn: und wie hätte ich mich, nach einer so entehrenden Behandlung, einer Abweisung aussetzen können? Die Nachrichten waren äußerst niederschlagend. Die Heftigkeit der Phantasien hatten gegen Morgen einer völligen Entkräftung Platz gemacht; er war zu sich gekommen und hatte zu beichten verlangt. Man fürchtete, er werde den Abend nicht erleben. Ich wußte nicht, was ich that oder sagte. Die Mühlberg sah meinen Zustand;

ich sollte einpacken, mich zur Abreise anschicken, und ich konnte mich kaum aufrecht erhalten, vielweniger zusammenhängend denken. Sie nahm mir die Schlüssel ab und ging, um statt meiner alles zu besorgen. Auch die Kinder durfte ich nicht mehr sehen; die Gräfinn ließ sie keinen Augenblick von sich. Nach einer Stunde kam die Mühlberg sehr verstört wieder. Ich heftete einen angstvollen Blick auf sie; aussprechen konnte ich nicht, was ich empfand. »Es ist angespannt, meine Theure! Ihre Sachen sind in Ordnung. Wollen Sie nicht lieber gleich gehen?« Ich zitterte, und sah sie stumm an. »Es steht Ihnen ein erschütternder Auftritt bevor, wenn Sie länger bleiben; man wird kommen, dem Grafen das letzte Abendmahl zu reichen.« O lassen Sie mich bleiben! rief ich: Ich wünsche dabey zu seyn, ich kann ja nicht mehr leiden als jetzt; das wird man mir ja doch erlauben. Sie setzte sich weinend neben mir nieder; ach, ich hatte keine Thränen. Auf einmahl sprang sie auf. Sie kommen! rief sie. Ich stand auf und wollte ihr folgen, aber meine Knie wankten; die Mühlberg mußte mich führen. Wir gingen die Treppe hinab. Wie wir

in die Gallerie traten, die zur Haupttreppe und von dort in den Saal führt, schallte uns das laute Bethen und das Klingeln der Glocken entgegen. Ich fing an zu zittern. Der Zug kam die Treppe herauf vor uns vorüber, alle Beamten, alle Hausoffiziere und Bedienten des Grafen, alle mit Wachslichtern in den Händen, die meisten bleich, verstört, viele in Thränen. O, welcher Anblick! Wir schlossen uns an sie und kamen in den Saal. Die Mühlberg zeigte mir durch's Fenster auf den Schloßhof; er war voll Leute, Bewohner der Dörfer, die in dem Grafen einen Vater liebten und vor seinem nahen Verluste zitterten. Alle standen in dumpfer Stille; nur einzelne Laute des Weinens drangen herauf. Die Begleitung blieb im Saale; der Geistliche, Mühlberg und die Chorknaben gingen in's Krankenzimmer. Kein Laut, keine Bewegung in der ganzen Versammlung. Auf einmahl tönte das Klingeln der Glocke aus Wehlau's Cabinette. Jetzt stürzte alles auf die Knie, alle Hände falteten sich in stummer Angst und in heißem Gebethe. Mir vergingen die Sinne, ich lag auf dem Gesichte und wurde nicht gewahr, daß bereits Alles aufgestanden war. Die

Mühlberg richtete mich auf; aber ich konnte nicht stehen. Da näherten sich einige der Bessern im Hause, die mir immer gewogen gewesen waren, und die der Bannfluch der Gräfinn nicht von mir gescheucht hatte; sie kamen um mich herum, sie beurlaubten sich herzlich von mir, und trugen mich hülfreich in den Wagen. Der Schreiber und mein Dienstmädchen setzten sich zu mir. Die gute Mühlberg hatte ihnen stärkende Essenzen und Arzeneyen für mich mitgegeben; ich bedurfte ihrer wohl. Auf dem nicht sehr langen Wege war ich über zehn Mahl ohnmächtig geworden.

Ich kam todtkrank hier an. Sechs Wochen vergingen, ohne daß ich meiner Besinnung vollkommen mächtig geworden wäre. Seit vierzehn Tagen ungefähr stehe ich auf und schleiche umher. Die gute Müller sagte mir, daß mehr als Ein Mahl ein Mann gekommen sey, der sich nach mir erkundigt, ihr Geld und Stärkungen für mich gebracht habe. Sie habe ihm das erste immer zurück gegeben, weil ich noch versehen war. Jetzt war er schon längere Zeit ausgeblieben. Ach, das ist von den guten Mühlbergschen; denn Er lebt nicht mehr! Ich habe es

während meiner Krankheit gehört. Das war zu erwarten; ich hatte ihn aufgegeben, als ich das Haus verließ.

**stadt am Ende November.

Marie! Was hab' ich dir zu erzählen! Wozu hat die Vorsehung mich noch aufbewahrt! Ach, wann wird endlich einmahl der freundliche Augenblick kommen, der mit meinem Leben diese Kette von Leiden endet?

Ich fing an, mich nach und nach wieder an's Leben zu gewöhnen, das heißt, ich stand auf, kleidete mich an, verrichtete unbedeutende Geschäfte, ging schlafen und erwachte wieder, ohne Zweck, ohne Lust, ohne Aussicht. Da meldete man mir einen Fremden, der mich sprechen wollte. Mühlberg trat ein, sein Anblick weckte plötzlich die ganze Vergangenheit in mir auf. Er sah mich befremdet an; ich merkte wohl, daß er mich im ersten Augenblicke nicht erkannte; und mich freute dieser Beweis meiner zerstörten Gesundheit.

Wir sehen uns wieder, hob ich endlich an, und reichte ihm die Hand: Sie haben mich nicht gleich gekannt, nicht wahr?

Sie haben viel gelitten, mein Fräulein! erwiederte er: Und ich komme nicht, um Ihnen Trost oder angenehme Bothschaft zu bringen. Werden Sie mir mein trauriges Amt verzeihen? Mich faßte ein stiller Schauer; aber was konnte ich erfahren, das trauriger gewesen wäre, als was ich schon wußte! Haben Sie das Testament? antwortete ich. »Welches Testament? Ich habe nichts als einen Brief von dem Grafen.« Einen Brief! O geben Sie, geben Sie schnell! Er hat mir noch geschrieben? Aber wie war das möglich, er war ja den letzten Tag viel zu schwach? »Ich weiß nicht, mein Fräulein, welch ein seltsamer Irrthum hier herrscht. Wehlau ist ziemlich hergestellt, und sendet mich —« Er lebt? Er lebt? rief ich, und sank ohnmächtig in Mühlbergs Arme, der erschrocken nach Hülfe rief. Man brachte mich zu mir selbst. Es brauchte eine Weile, bis ich sprechen und fassen konnte, was mir Mühlberg zu sagen hatte. Langsam und vorsichtig fing er seinen Bericht an.

»Den Tag, an dem Sie Wiltenbach verließen, sahen alle mit Schmerzen dem Tode des Grafen entgegen; aber sey es, daß die heftige Gemüthsbewegung seine gesunkene Kraft aufregte, oder seine Jugend das Übel überwand, er sank gegen Abend in einen wohlthätigen Schlaf, den er seit seiner Krankheit nicht genossen hatte, und erwachte heiter und merklich gestärkt. Von diesem Tage an ging seine Besserung, obwohl mit langsamen Schritten, vorwärts. Die sinkende Jahreszeit, die innere Unzufriedenheit, die Mißverhältnisse in dem zwistigen Haushalte verzögerten seine Herstellung. Es kam zu Erklärungen, zu Auftritten, die seine Gesundheit aufs neue zu zerstören drohten. Endlich ward beschlossen, daß sie sich völlig trennen, die Gräfinn zu ihrem Oheim zurück kehren, Wehlau aber seine Schwester, die seit einem Jahre Witwe ist, zu sich nehmen würde, die das Hauswesen führen und die Kinder erziehen sollte. Wehlau setzte seiner Frau einen sehr reichlichen Unterhalt aus, sah sie noch ein Mahl, und schied in großer Bewegung von ihr.« Ich hatte mit wechselnden Empfindungen dieser Erzählung zugehört; das Ende ergriff mich seltsam, und erfüllte mich mit

einer Art von Bangigkeit. Ich bath Mühlbergen, fortzufahren. Er that es. Ich sah, daß er verlegen, ängstlich war, und mir fing an zu grauen.

Ich komme nun zu dem, was Sie betrifft, mein Fräulein, fing er an, und hoffe, Sie nicht weniger billig und gefaßt zu finden. Indem der Graf sich von der Schuldigen trennte, und so vor den Augen der Welt die ganze Last des Tadels auf sie wälzte, mußte er darauf bedacht seyn, selbst nicht die geringste Blöße zu geben; er mußte bereit seyn, jedes Opfer zu bringen, das sein zerstörtes häusliches Verhältniß und die Meinung der Welt, die niemand ungestraft beleidigt, ihm zur Pflicht machten. Er mußte nun entsagen, wo bereits die Stimme der Nachrede sich zu erheben, und die Augen der müßigen Neugierde — —

Enden Sie nicht! fiel ich ein: Ich verstehe Sie. Ich soll, ich darf ihn nicht wieder sehen. Wir sind auf immer getrennt; das ist der Sinn Ihrer Rede.

Er schwieg. Ich stand auf. »Sagen Sie dem Grafen, er wird nie von mir hören.« Ich ging an's Fenster.

Liebes Fräulein! sagte Mühlberg, indem er mir nachkam: Mißdeuten Sie Wehlau's edelmüthigen Entschluß nicht, glauben Sie nicht, daß er ihm wenig gekostet! Aber er ist es seinen Kindern, seiner Ehre, der Ihrigen schuldig. Unmöglich könnte er mit Ihnen in einem Hause leben und seine Leidenschaft beherrschen; unmöglich kann er dieser Leidenschaft nachgeben, und dann die Strenge rechtfertigen, mit der er seine schuldige Frau gerichtet hat.

»Es ist genug. Bemühen Sie sich nicht, mir zu erklären, was ich allzu wohl begreife! Ich kenne nun meine Pflicht. Leben Sie wohl, Mühlberg! Wir sehen uns n i e wieder. Ich kann für niemand aus diesem Hause mehr auf der Welt seyn!«

Er wollte noch reden; im Gefühle meines Unglücks, meiner Bitterkeit wandte ich mich von ihm. Er ging. Ich warf mich auf's Sopha, ich konnte nicht weinen; meine Brust war krampfhaft zusammen gezogen. O, der Wechsel von der höchsten Freude zum empfindlichsten Schmerzen kam zu schnell! Verstoßen! Das war das einzige Wort, das unaufhörlich in meinem Innern tönte, der einzige Begriff, den ich

zu fassen im Stande war. Jetzt wünschte ich mir meine Trauer um seinen Tod zurück. Wie viel lieber hätte ich den Todten beweint, als mich so kalt von dem Lebenden geschieden! Ich saß, in diese Gedanken verloren, lange wie träumend da; endlich fühlte ich, daß ich den Brief noch unerbrochen in der Hand hatte. Ich sah ihn an; mir graute, ihn zu eröffnen. Ich zitterte vor der Kälte, der strengen Gleichgültigkeit, die darin herrschen würde. O, Marie! Was war das für ein Brief!

Die glühendste Leidenschaft und zugleich die reinste Tugend sprach daraus. Er gestand mir seine Liebe unverhohlen; er sagte mir, daß mein erster Anblick sein damahls so tief zerrissenes Herz wohlthätig berührt habe, daß er auf dem Balle sich des Eindrucks bald bewußt worden, den seine Erscheinung auf mich gemacht, und daß diese Beobachtung ihn noch inniger an mich gezogen habe. Ihm waren die Thränen nicht entgangen, die aus meinen Augen stürzten, meine Bewegung, mein Antheil an ihm. Aber die Stimme der Pflicht und Vernunft geboth ihm, diese werdende Neigung zu unterdrücken. So blieb es denn, bis die Gefahr, in der ich

schwebte, seine Aufmerksamkeit auf mich und seine Liebe wieder aufrief. Auf seinen Armen trug er mich aus dem brennenden Schlosse; und nur die gebiethende Nothwendigkeit riß ihn so schnell von meiner Seite. Diese Zusammenkunft hatte ihm gezeigt, wie theuer ich seinem Herzen war. Er beschloß, mit verdoppelter Kraft dagegen zu kämpfen; und fand mich zuletzt in seinem Hause. Nun fuhr er fort, mir die Geschichte seiner Empfindungen während unsers Zusammenlebens zu beschreiben. O, welche Schilderungen! Ich las sie mit tief erregter Seele, eine süße Trunkenheit bemächtigte sich meiner; sie wich bald dem ernsten Gefühle der Pflicht. Er kündigte mir seinen Entschluß an, er sagte nichts von dem, was er ihn kostete; aber er bath mich, ihn zu vergessen, und so glücklich zu werden, als ich es könnte. Mühlberg sollte ihm Nachricht von mir geben. Wenn es mir nicht gut ginge, dann sollte ich mich an ihn wenden; vor dem Rufe der Freundschaft müßte jede Rücksicht verstummen. Aber wenn ich glücklich oder nur zufrieden wäre, möchte ich seiner nicht gedenken.

Eine tiefe, dunkle Schwermuth herrschte in diesen letzten Zeilen. Mein Herz war gebrochen, aller gekränkte Stolz vergessen; denn er war unglücklich, und liebte mich noch. Jetzt bereute ich es bitter, Mühlberg so hastig fortgetrieben zu haben; ich nahm meinen Muth zusammen und schrieb an ihn. Der treue Freund verstand die Sprache meines Herzens, er kam in den nächsten Tagen. Er erzählte mir von Wehlau; er war sein Jugendfreund, sein Vertrauter von je her gewesen. O welche schmerzlich süße Stunden genoß ich in diesen Unterhaltungen! Ich war geliebt, ich war es wie wenige Weiber, und ich sollte entsagen! Aber er hatte mir das Beyspiel gegeben, glänzend schritt er vor mir her auf dem Pfade der Tugend. Konnte ich weniger thun, als ihm nachfolgen? Und war nicht seine Ruhe der Preis meines Opfers? Ja, ich entsagte, aber nicht mehr bitter und kalt. Mit feyerlicher Rührung, mit Thränen legte ich den Eid in Mühlbergs Hände ab, und bath für alle diese Opfer nur um den einzigen Trost, sein Bild. Es hängt, sehr wohl getroffen, in dem Vorzimmer seines Schreibcabinetts. Mühlberg hat mir versprochen, es

für mich copiren zu lassen. So erwarte ich nun wieder in dumpfer Resignation, was das Schicksal weiter über mich beschließen wird.

**stadt im December.

Es eröffnet sich eine Aussicht, die alle Forderungen zu erfüllen scheint, welche ich jetzt noch an das Glück zu machen habe, Versorgung und ewige Entfernung aus meinem Vaterlande. Die Oberamtmänninn ist aus Hamburg gebürtig. Weitläufige Verwandte von ihr, ein Oheim ihrer Mutter, der Geschäfte an unserm Hofe hatte, mit seiner Frau, einer würdigen alten Matrone, sind gekommen, sie zu besuchen. Sie lernten mich kennen, gewannen mich lieb, und erfuhren von ihrer Nichte einen Theil meiner Geschichte. Die beyden Alten sind kinderlos und kränklich; sie haben mir das Erbiethen thun lassen, wenn ich mich entschließen könnte, meinem Vaterlande zu entsagen, so wollten sie mich an Kindes Statt annehmen. Was kann ich anders thun, als diesem sichtbaren Wink der Vor-

sehung folgen? Ich werde die gütigen Gesinnungen der edlen Littens benutzen und mit ihnen gehen. In vierzehn Tagen ist ihre Abreise fest gesetzt. Unser Weg führt über **g; dort werde ich noch ein Mahl, zum letzten Mahl auf dieser Welt in deine Arme sinken, und dann auf ewig mich von allem losreissen, was mir theuer ist.

Sein Porträt habe ich erhalten; es gleicht so sehr, daß ich erschrocken zurück fuhr, vor dem düstern und doch so milden Ausdrucke dieser Augen. Einige Worte am Rande, von seiner Hand geschrieben, weihen mir dieß letzte, einzige Andenken eines treuen Freundes. Das ist alles, was ich besitze auf dieser Welt!

Hamburg im May 18 —

Nach einer Abwesenheit von mehr als drey Jahren, die, wie ich dachte, ewig währen sollte, führt mein Schicksal mich dennoch wieder zurück. Ich soll mein Vaterland, ich soll dich wieder sehen. Ich soll die Luft wieder athmen, in der der Hauch desjenigen schwebt, den ich nicht nen-

nen darf und nicht vergessen kann. Ach, Trotz allem, was die Vernunft dagegen sagt, schlägt dieß Herz dennoch vor freudiger Erwartung. Und weißt du, wohin wir reisen? Meine Briefe haben dich längst mit der immerwährenden Kränklichkeit meiner gütigen Pflegemutter bekannt gemacht, mit allem, was hier gerathen, versucht, und als unzulänglich verworfen worden ist. Nun sind die Ärzte auf eine Bade-Cur, mit Luftveränderung verbunden, gefallen. In ihrer Jugend hat Madame Littens, nach einer langen Krankheit, das ** Bad mit Erfolg gebraucht. Wir sollen also wieder dahin — dahin, wo alle Erinnerungen meines Lebens in Einen Punct zusammen laufen, wo mein Glück und Unglück begann! Wie wird mir seyn, wenn ich diese Gegenden wieder sehe?

Vorher werde ich dich noch umarmen; unser Weg geht, wie damahls, über **g. Ach, wie freue und fürchte ich mich auf diese Reise!

** Bad im Junius 18 —

Da bin ich denn wieder! Nach beynahe sechs Jahren führt mich das Geschick auf denselben Punct zurück. Wie verändert, wie so ganz anders! Als ein junges, unerfahrnes Mädchen von siebzehn Jahren, mit offenen Sinnen, mit vollem fröhlichen Herzen kam ich zuerst hierher, und empfing hier in die noch neue Seele den Eindruck, der mein Loos für immer entschieden hat. Reif, mit mir und den Menschen nur zu bekannt, älter durch bittere Erfahrungen als durch die Jahre, den nie verheilenden Dorn im Herzen, sehe ich ** Bad wieder! Es ist auch hier vieles anders geworden. Häuser sind entstanden, wo vorher freye Felder lagen. Das stille Waldthal, das ich einst so gern besuchte, ist zur glänzenden Promenade geworden, wo die schöne Welt sich sammelt, und Frieden und stillen Genuß verscheucht. Die Natur, das Schöne ist zurück gedrängt, die Formen der Convenienz, die Spuren der steigenden Industrie, des Luxus erscheinen überall greller.

Doch muß ich die Nymphe der Quelle segnen, denn meine gute Madame Littens befindet

sich merklich besser; und überhaupt gefällt es ihr und ihrem würdigen Gemahle so gut hier, daß ich glaube, es würde nicht viel Überredung bedürfen, um sie zu bewegen, den Rest ihrer Tage in meinem Vaterlande zuzubringen. Das thut meiner Vaterlandsliebe wohl, obgleich ich nie Gebrauch von dieser Stimmung machen und sie vermögen möchte, hier zu bleiben. Ach, für mich ist es je ferner je besser!

Ich wallfahrte täglich zu der bewußten Stelle im Park; dort setze ich mich auf die Bank, wo ich vor sechs Jahren zum ersten Mahl eine nie vergessene Gestalt sah. Alles wird mir wieder so lebendig, so neu; dann geht die ganze Folge der Begebenheiten wieder an mir vorüber, und nicht selten fließen meine Thränen diesen Erinnerungen. Warum mußte ich ihn kennen lernen? Warum mußte diese Erscheinung mir begegnen, wenn ich schon, ehe ich sie noch erblickte, auf ewig von ihr geschieden war?

Wie lange unser Aufenthalt dauern wird, kann ich dir nicht bestimmt sagen. Die Besserung der guten Littens wird darüber entscheiden; doch glaube ich, daß vor mehreren Wochen oder Monathen nicht an die Rückreise zu denken seyn wird. Mir ist das alles gleichgültig, wenn wir

nur auf dem Heimwege wieder **g berühren. Du hast diese Gleichgültigkeit, diese Apathie, wie du sie nanntest, an mir getadelt. Vielleicht hast du Recht. Der Mensch, so lange er in der Welt unter Menschen lebt, sollte sich als einen Mitbürger derselben, als ein wirkendes Glied der Kette fühlen. Kann ich dafür, daß außer den kleinen Diensten, die ich meinen verehrten Pflegeältern erweisen kann, und außer der Hoffnung, dich wieder zu sehen, nichts einen Werth für mich hat? Kann ich es ändern?

**Bad im Julius.

Meine Marie! Treue Freundinn und Theilnehmerinn meines langen Unglücks! Was habe ich dir zu erzählen, und wo werde ich Ruhe und Fassung hernehmen, um dir mit gehöriger Ordnung die Begebenheiten der vorigen Tage zu berichten?

Vorgestern Nachmittag ging ich meinen gewöhnlichen Weg in den Park. Es war still und einsam im Garten, wie immer zu der Stunde, die ich mir zu meinem Spaziergange gewählt habe. Die Vergangenheit stand heute lebhafter vor

meiner Seele, als sonst; es war gerade ein Tag, der mich bestimmter in dieselbe zurück führte, der Geburtstag meiner lieben kleinen Amalie, der einst in Wiltenbach durch ein stilles Fest häuslichen, älterlichen Glückes gefeyert wurde. Alle die kleinen Anstalten, alle Begegnisse dieses Tages erneuerten sich vor meinem Geiste. So ging ich in Gedanken vertieft auf die Bank zu, die immer das Ziel meiner Spaziergänge ist, als ich auf einmahl einen Fremden dort erblickte. Eine ferne Ähnlichkeit machte mich im Innersten beben. Ich näherte mich, die Ähnlichkeit wuchs immer mehr. Endlich war ich ganz nahe, und, stelle dir mein Entzücken, meinen Schrecken vor! — es war Wehlau! Großer Gott! rief ich, ohne zu bedenken, daß er mich hören mußte, und wandte mich, um zu entfliehen. Er hatte meinen Schrey gehört, er drehte sich nach mir, stand auf, rief, Sophie! und blieb wie eingewurzelt stehen. Auch ich war nicht vermögend, einen Schritt zu machen. Endlich näherte er sich mir. Er faßte meine Hand, eine heftige Bewegung hinderte ihn, sogleich zu sprechen. Nach einer Pause sagte er: Sie fliehen vor mir, mein Fräulein? »O nein! Weiß Gott, nein! Aber ich fürchtete — —«

Wir haben uns lange nicht gesehen! Wie ist es Ihnen in den drey Jahren gegangen?

»Ziemlich gut, Herr Graf! Ich bin versorgt —«

Vermählt? rief er schnell, und ich glaubte, ihn erblassen zu sehen.

Nein, nein! antwortete ich hastig: Ich bin bey sehr guten Menschen. Und nun beschrieb ich ihm meine ganze Lage bey Littens, die Ursache unserer Reise, meiner Hierherkunft u. s. w. Er hörte mit lebhafter Theilnahme zu, und erkundigte sich um jede kleine Veränderung oder Eigenheit meines Schicksals.

Er hatte mich indessen wieder zu der Bank zurück geführt. Wir saßen neben einander, meine Hand lag in der seinigen; aber seinen Blicken zu begegnen wagte ich nicht.

Er sprach herzlich und wie ein alter Freund mit mir. Eines andern Verhältnisses wurde nicht erwähnt. Auf einmahl erblickte ich einen schwarzen Flor auf seinem Hute.

Sie trauern, Graf Wehlau?

Ich bin Witwer, sagte er ernst und langsam.

Ich kann dir nicht beschreiben, wie dieß Wort mich ergriff; ich konnte nicht sogleich antwor-

ten. Nur nach einer langen Pause löste mein überströmendes Gefühl sich in eine wehmüthige Betrachtung auf.

»Die Gräfinn ist todt! In dieser Blüthe der Schönheit und Jugend!«

Er erzählte mir mit zarter Schonung den ganzen Hergang. Ihr früher Tod war die Folge ihres unregelmäßigen Lebens gewesen. Ein Sturz mit dem Pferde (sie war eine wilde Reiterinn) hatte ihr eine gefährliche Brustkrankheit zugezogen; aber sie wäre sicher noch zu retten gewesen, wenn sie sich, nach den Vorschriften des Arztes, zu einer stillen ordentlichen Lebensweise hätte entschließen können. Sie that es nicht; ihr Zustand verschlimmerte sich, sie litt sehr durch heftige Schmerzen und eine immerwährende Kränklichkeit. Man gab die Hoffnung für ihre Erhaltung auf. Es war mir nicht möglich, fuhr Wehlau fort, als ich die nähern Umstände wußte, sie in dieser Lage, in den Händen kalter, gleichgültiger Verwandten zu lassen. Ich reiste zu ihr und beredete sie, mit mir nach Wiltenbach zu gehen. Hier lebte sie noch drey Monathe, ruhiger und vielleicht deßwegen zufriedener, als während ihres übrigen

Lebens, und starb endlich, mit ihrer Familie, mit Gott versöhnt, in meinen und meiner Schwester Armen.

O, welch ein Herz, Marie! Welches Betragen gegen eine solche Frau! Ich war tief bewegt, und meine Thränen drangen hervor. Er verstand sie nicht. Ja! sagte er: Schenken Sie ihrem Andenken Thränen; sie verdient Ihr Mitleid! und dann, indem er meine Hand erhob und gen Himmel blickte: Es ist ein wahrer Spruch: Der Tod hat eine reinigende Kraft!

Ich fragte ihn hierauf nach seinen Kindern, nach Mühlberg; sie waren alle wohl, sie hatten meiner oft gedacht. Nur er, er, der das Glück von so vielen machte, war selbst nicht glücklich gewesen. Seine Gesundheit hatte sehr gelitten, besonders durch die Erschütterungen beym Tode seiner Frau; die alten Übel hatten sich wieder eingestellt, seine Wunden schmerzten ihn heftig, und er war hierher gekommen, um im Bade noch ein Mahl, wie vor sechs Jahren, Heilung zu finden.

Unter diesen Gesprächen war mehr als eine Stunde verflogen, ohne daß ich es bemerkt hat=

te. Endlich schlug die nahe Thurmuhr sechs; das war die Zeit, wo meine Pflegeältern ihren Thee zu nehmen pflegten, den ich ihnen immer bereitete. Ich sprang auf und sagte ihm, daß ich ihn verlassen müßte. Er both mir seinen Arm; wir gingen, ziemlich langsam, keines schien das Ende des Ganges zu wünschen. Am Eingange der Allee kam uns Madame Littens mit zwey Fremden, die unser Haus öfters besuchen, entgegen; sie hatten mich vermißt, und im Park abhohlen wollen. Ich stellte ihr den Grafen vor; sie begrüßte ihn achtungsvoll. Einer der Fremden fing scherzend an: Madame Littens habe gleich vermuthet, als ich nicht nach Hause gekommen, daß ich wieder auf meiner Wallfahrt wäre.

Wallfahrt? fragte Wehlau.

Ich erröthete und schwieg. Er sollte am letzten hören, was mich täglich in den Park zog. Aber der Fremde ließ sich nicht irre machen. Er erzählte mit scherzhafter Geschäftigkeit, daß ich alle Tage regelmäßig in einer einsamen Stunde hierher käme, mich auf eine Bank da, am Ende der Allee, setzte — »und immer auf dieselbe, da links unten,« sagte er; »und schon

zwey Mahl, mein Fräulein, sah ich Spuren von Thränen in Ihren Augen, wenn Sie zurück gingen.«

Meine Verlegenheit war außerordentlich. Meine gute Pflegemutter, die meine Geschichte zum Theil kennt, suchte das Gespräch zu wenden; aber Wehlau hatte nur zu wohl verstanden. Sein dunkel glühender Blick traf mich von der Seite, er drückte meine Hand fest an seine Brust; ich zitterte und fühlte, daß mein Gesicht mit Purpur überzogen war.

Madame Littens lud den Grafen ein, sie nach Hause zu begleiten. Wir setzten unsern Weg fort; aber ich bemerkte, daß Wehlau zurück zu bleiben suchte. Keines von uns sprach, und als jene weit genug voraus waren, um uns nicht mehr hören zu können, blieb er plötzlich stehen, wandte sich zu mir, und sagte mit innigem Tone: Sophie! So haben Sie die alten Zeiten nicht ganz vergessen?

Ich zitterte; meine Thränen brachen hervor.

»Warum haben Sie mich in drey langen Jahren ohne alle Nachricht gelassen?«

Ich ehrte Ihren Befehl, Herr Graf! Ich sollte todt für Sie seyn.

»Und meine Angst, meine Trauer um Sie haben Sie nicht bedacht? Sie haben Ihr Wort streng gehalten!«

Ich war versorgt; warum sollte ich Ihre Ruhe stören, die mir theurer ist als mein Leben?

O Sophie! rief er: Du liebst mich noch!

»Konnten Sie daran zweifeln?« Er schlang seine Arme um mich; ich sank verstummend an seine Brust.

»Sophie! Du kannst jetzt mein werden! Willst du es auch?«

Ich will alles, was Sie glücklich machen kann!

»Mein Weib, Mutter meiner Kinder —«

Dein, auf ewig dein! rief ich. Wir hielten uns schweigend umfaßt; es waren heilige Augenblicke, in denen alle Leiden der Vergangenheit versanken.

Wehlau erinnerte sich zuerst, daß wir nicht allein waren. Er both mir den Arm, wir folgten den Übrigen, die wir am Eingange des Gartens auf uns wartend fanden. Wehlau's Zustand, der ihm nicht erlaubte, schnell zu gehen, mußte unser Zurückbleiben entschuldigen. Es war auch mitunter so; aber Madame Littens sah

mich forschend an, und meine Bewegung konnte ihr nicht entgehen.

Wir kamen nach Hause. Herr Littens zeigte große Freude, den Grafen kennen zu lernen. Überhaupt behandelten ihn diese würdigen Menschen mit einer so freundlichen Achtung und zugleich mit so viel Herzlichkeit, daß ich wohl merken konnte, sie erriethen zum Theil, was zwischen uns vorgegangen war. O, welch ein schöner Abend war dieß nach drey so schmerzlichen Jahren!

Gestern Morgens kam Wehlau wieder. Er entdeckte meinen Pflegeältern seine Gesinnungen, seine Wünsche. Ich sah wohl, daß der Gedanke, mich zu verlieren, ihnen bitter war; aber die Rücksicht auf mein Glück überwog jedes selbstische Gefühl. Knieend, wie vor eigenen geliebten Ältern, empfing der edle Wehlau meine Hand aus der ihrigen; sie segneten uns, wir waren ihre Kinder. Nun wird Wehlau in sie dringen, daß sie ihren halb entworfenen Plan ausführen, und sich in unserm Vaterlande ankaufen. Ich werde meine holden kleinen Engel wieder sehen, sie werden mein seyn, mein durch den heiligsten Nahmen, der mir das Recht gibt,

mein Leben und alle meine Kräfte für ihr und ihres Vaters Glück zu opfern. Alle Leiden, alle Opfer sind vergessen. Er ist mein! Und eine himmlisch schöne Zukunft lacht mir entgegen!

Falkenberg.

Falkenberg.

Auf dem Schlosse des Grafen von Woltau versammelte der Herbst eine zahlreiche Jagdgesellschaft, der die uralten, wildreichen Forsten des Grafen anziehende Unterhaltung versprachen. Das Haus, das sonst ziemlich einsam mitten in Tannenwäldern stand, wurde belebt und geräuschvoll, und Mathilde, der Gräfinn Cousine, die jene, nach dem Tode ihrer Ältern, als verlassene Waise in ihr Haus genommen hatte, bekam alle Hände voll zu thun, um für die Bewirthung und Bequemlichkeit so vieler Fremden zu sorgen.

Bey Tische ward es nun jedes Mahl sehr laut; die Gäste setzten ihrer wilden Fröhlichkeit nicht immer Schranken. Die Gräfinn schien um so mehr Geschmack an dieser Abwechselung zu finden, je unwilliger sie vorher die gänzliche Abgeschiedenheit ihres Bergschlosses ertragen hat-

te; und Mathilde, wenn gleich ihr Gefühl oft von den zu lauten Äußerungen der Freude verletzt wurde, war jung und heiter, ihre blühende Gestalt erregte Aufmerksamkeit, sie fühlte, daß ihre Gegenwart die wilden Ausbrüche der rohen Männer unwillkürlich in Schranken hielt. Sie gefiel sich in diesen Wirkungen ihrer Schönheit und ihrer Würde, und genoß, ohne weiter darüber nachzudenken, die Freuden, die sich ihr darbothen, und an denen ihr Leben sonst ziemlich arm war.

So gingen acht Tage im Scherz und lebhaften Zerstreuungen hin. Man jagte, fuhr spazieren, schwärmte im Garten und Walde umher, und wenn der frühe Abend die Gesellschaft in's Schloß zurück rief, verkürzten Spiel und Tanz die langen Stunden der Nacht.

Aber die Gesellschaft war noch nicht vollzählig. Man erwartete noch einen Oheim des Grafen. Die Art, wie seine Verwandten sowohl als die Fremden über ihn sich äußerten, die Schilderung, die man von ihm machte, erregten in Mathildens Seele, noch ehe sie ihn sah, ein Gefühl von Furcht und Abneigung gegen ihn. Es war ein betagter, eigensinniger und wunderlicher Mann, mit dem nicht auszukom-

men war, der es in keinem Stande und mit keinem Menschen aushielt. In seiner Jugend hatte ihn der Vater zu Geschäften bestimmt; er entlief ihm und wurde Soldat, spielte rasend, schlug sich mit seinen Cameraden, und mußte vom Regimente weg. Mit Mühe verschafften ihm seine Verwandten Civildienste. Hier zankte er sich mit seinen Vorgesetzten, wollte alles besser wissen, wurde als Gesandter an einige Höfe geschickt, und vertrug sich nirgends. Ein braves Mädchen, mit dem er versprochen war, ließ er sitzen, um gegen den Willen aller seiner Freunde eine Emigrantinn vom zweydeutigsten Rufe zu heirathen, und sich in zwey Jahren von ihr öffentlich scheiden zu lassen; und noch jetzt konnte er ihren Nahmen nicht hören, ohne in Wuth zu gerathen. Er war bey der Revolution in Amerika und in Paris gewesen, verschwendete sein Geld auf Reisen und in lächerlichen Projecten, und trieb sich jetzt, nachdem er alle seine Chargen niedergelegt hatte, unstät in der Welt herum, um bald hier bald dort zum Schrecken seiner Untergebenen und Angehörigen zu erscheinen.

Nach dieser Beschreibung fürchtete Mathilde sich auf seine Ankunft. Sie sah, daß, Trotz des

Geschreyes gegen ihn, große Anstalten zu seinem Empfange getroffen wurden, und daß er eine Person von Wichtigkeit und entscheidendem Einflusse seyn würde. Es ward ihr leicht, sich aus den Familienverhältnissen die Ursache dieses doppelherzigen Betragens zu erklären. Graf Falkenberg, so hieß der Oheim, war ungeachtet seiner Verschwendung noch sehr reich. Er hatte nur eine Tochter; des Grafen Söhne waren seine nächsten Erben. So klar dieß vor ihr lag, so sehr mißfiel es ihr, und vermehrte die Summe der Unzufriedenheit und Unannehmlichkeiten, die sie in dem Hause ihrer Verwandten zu erdulden hatte.

An einem Morgen trat sie eben mit einem Korbe voll Früchten aus der Speisekammer, deren Aufsicht ihr die Cousine übertragen hatte, um in die Küche zu gehen, als ein donnerndes Getöse über die Schloßbrücke und durch den gothisch gewölbten Thorweg sie erschreckte. Vier muthige Engländer rissen brausend eine elegante Chaise auf den Hof. Ein Mann von mittleren Jahren im modernen Reiseanzug stand, die Pferde lenkend, im Wagen, und eine schneeweiße Dogge lag zu seinen Füßen, und blickte mit gewandtem Halse freundlich zu ihrem Herrn em=

vor. Der Fremde sprang aus dem Wagen, gab dem Kutscher die Leitseile, klatschte kosend die stolzen Nacken seiner Rosse, die auf sein Geboth schnell still standen, und die Dogge sprang wedelnd um ihn herum. Mathilde betrachtete den Fremden genauer. Es war eine lange, schlanke, aber kräftige Gestalt, ein Gesicht, von der Sonne verbrannt, tiefe, bedeutende Züge, ein Auge voll dunkler Gluth, und überhaupt eine nicht unbedeutende Erscheinung. Sie dachte nach, wer das seyn könnte. Der erwartete Oheim fiel ihr ein; aber das war schlechterdings unmöglich. Dieser alte Unhold, dieser Popanz konnte nicht aussehen, wie der elegante, noch ziemlich junge Fremde vor ihr. Sie wäre vielleicht noch eine Weile gestanden, um ihre Betrachtungen über ihn anzustellen, wenn nicht die Schwere des Korbes sie an ihr Geschäft erinnert hätte. Sie schlüpfte also neben dem Unbekannten vorbey, der sie mit Anstand grüßte, und ihr befremdet nachblickte, als er das blühendschöne Mädchen in zierlicher Kleidung neben der Treppe in die Küche verschwinden sah.

Geschäfte und Arbeiten hielten sie den Vormittag über im Zimmer, und sie dachte des Angekommenen nicht eher, bis zur Essenszeit die

Glocke im gothischen Thurme das erste Zeichen zur Vereinigung der zerstreuten Gäste gab. Bald darauf zog die lärmende Jagdgesellschaft, von einer Menge Förster und Försterjungen und Hunden begleitet, durch das große Thor über den Hof. Mathilde trat an's Fenster, um nach der Gesellschaft zu sehen. So wie sie erschien, wandten sich alle Blicke nach ihr, und sie bekam freundliche Grüße. Aber der Fremde war nicht unter ihnen. Das wunderte Mathilden. Es wurde indessen wieder still auf dem Hofe. Die Glocke ertönte nach einer guten Weile zum zweyten Mahl; und jetzt erst trat der Unbekannte aus einer Seitenthür des Schlosses, die durch einen Gang in den Wald und von dort in die wildesten Partien der Gegend führte, ganz allein, die Flinte auf der Schulter und von seiner Dogge begleitet, auf den Hof, und schritt schnell auf die Treppe zu. Mathilde begleitete ihn mit neugierigen Blicken; sie dachte über die Sonderbarkeit nach, daß er ganz allein in jenem Theile des Forstes gewesen war, den sie wohl kannte, und der sonst auch ihr Lieblingsaufenthalt war. Der alte wunderliche Oheim fiel ihr wieder ein, aber — es ist nicht möglich! sagte sie zu sich selbst, warf dann schnell den Shawl um, rief

die Kinder, und eilte in den Speisesaal. Es war schon alles versammelt und bereit, zu Tische zu gehen. Sie sah, wie der Graf den Fremden an den Ehrenplatz neben der Frau vom Hause führte; man setzte sich mit viel weniger Geräusch als sonst nieder. Es ward ein vernünftiges Gespräch auf die Bahn gebracht. Sie stutzte noch immer, und wußte sich das alles nicht zu erklären, bis endlich der Fremde, dessen Blick schon eine Weile mit Aufmerksamkeit auf ihr geheftet hatte, dem Grafen etwas in's Ohr sagte. Dieser wandte sich sogleich zu ihr, und sagte, indem er sie dem Fremden vorstellte: Die Cousine meiner Frau, eine Gräfinn Retting, die Tochter des verstorbenen Feldzeugmeisters! und zu ihr: Cousine! Mein Oheim, Graf Falkenberg! Eine heiße Röthe überflog Mathildens Gesicht bey diesen Worten ihres Vetters. In ihrem Leben war sie noch bey keiner ähnlichen Gelegenheit so verlegen gewesen. Überraschung, daß der bedeutende Fremde dennoch der gefürchtete Oheim war, unwillkürliche Achtung, die sein Anstand ihr abdrang, und mehr noch seine Aufmerksamkeit auf sie machten sie verwirrt; sie verneigte sich schweigend, und ärgerte sich über

sich selbst, daß sie gerade in diesem Augenblicke eine so alberne Rolle spielte.

Das Gespräch wurde wieder allgemein. Falkenberg sprach nicht viel; aber, was er sagte, war bedeutend, und zeigte von einem gebildeten Geiste. Mathilde, die noch nie in diesem Hause eine solche Unterhaltung gesehen hatte, fühlte sich auch von dieser Seite angenehm überrascht. Das war also der schreckliche Unhold! Unter dieser würdevollen Gestalt, diesem feinen Betragen sollten so viele Vergehen, Ausschweifungen und Unerträglichkeiten verborgen seyn? Es schien ihr unglaublich; aber sie hielt ihr Urtheil zurück, und freute sich im voraus, eine stille Beobachterinn des seltsamen Phänomens zu werden und zu erwarten, wie sich alles entwickeln würde.

Es war sichtbar, daß die Gesellschaft sich heute Zwang anthat und sich bemühte, artiger zu scheinen. Die Tafel war zu Ende, und die Zeit da, wo sonst die vollen Flaschen kreiseten, und wilde Fröhlichkeit laut um die begeisterten Gäste schwärmte. Da stand Falkenberg plötzlich auf. Sogleich fuhren sein Neffe, die Gräfinn und alle Gäste in die Höhe. Falkenberg verhin-

derte es mit trockenem Ernste, aber mit dem feinsten Anstande; er verbath sich alle Complimente, er bestand darauf, daß niemand sich um seinetwillen in seinem Vergnügen stören lassen möchte, indem er die böse Gewohnheit habe, nie lange am Tische zu bleiben, verbeugte sich schnell, und verließ den Saal. Die Gäste sahen sich einander etwas verlegen und etwas einfältig an. Graf Woltau, der den Oheim bis an die Treppe begleitet hatte, kam zurück; und nun wurde im lauten Durcheinanderreden und Scherzen ein vielstimmiges und vielsinniges Urtheil über den Grafen, über seine Fehler und Sonderbarkeiten, gefällt, daß zuletzt nichts von irgend einem Werthe an ihm blieb, als seine schönen Pferde, seine trefflichen Flinten und die wohlabgerichteten Hunde, welche seine Jäger vor einigen Stunden gebracht, und die Herren bereits untersucht hatten. Während dieser Gespräche gingen die Flaschen fleißig umher, und die Gesellschaft kam vom Forte in's Fortissimo; es entstand zuletzt ein wilder Lärm, wie er schon oftmahls bey freundschaftlichen Gesprächen entstanden war, und Mathildens Gefühl immer beleidigt hatte. Heute schien es ihr, sie wußte nicht warum, noch viel unerträglicher und unanständiger.

Sie wurde still und stiller; selbst ihre Nachbarn, ein Junker und ein Lieutenant von der nächsten Garnison, konnten ihren Ernst nicht zerstreuen, so viel Mühe sie sich auch gaben, sie während des allgemeinen Lärmes auf eine anständige Art zu unterhalten. Sie nahm endlich einen schicklichen Vorwand, entfernte sich mit den Kindern, und fühlte sich mit einer Art Freude auf ihrem stillen Zimmer allein.

Mathilde war fröhlich und unbefangen. Mit großer Geduld hatte sie sich zuerst in die einsame Lebensweise des Hauses gefügt, und jetzt eben so, ohne Arges zu denken, die rauschenden Freuden mitgemacht. Wenn ihr zuweilen das Betragen der Herren unschicklich schien, so begnügte sie sich damit, es ihnen unverhohlen zu zeigen; und zufrieden, sich gehorcht zu sehen, dachte sie in der nächsten Minute nicht mehr daran. Heute war es anders. Sie konnte den Auftritt bey Tische nicht vergessen; es war ihr, als sollte sie sich schämen, daß Falkenberg sie in dieser Gesellschaft kennen gelernt hatte, und wenn auch ihr Verstand ihr einwarf, daß er früher fortgegangen, und kein Zeuge der lärmenden Scene, die darauf folgte, gewesen sey, so war eine zarte Stimme in ihr, die ihr unauf=

hörlich zuflüsterte: Ein Mann, wie Falkenberg, kennt seine Leute zu gut; er ging nur darum, weil er entweder der Gesellschaft keinen Zwang anthun, oder den wilden Ausbruch nicht mit ansehen wollte.

Diese Bemerkung schien ihr so richtig, und zugleich so wenig ehrenvoll für die Gesellschaft und sich selbst, daß sie viel darum gegeben hätte, wenn sie sich vor dem Fremden in einem bessern Lichte hätte zeigen können. Halb mit Ungeduld, halb mit Furcht erwartete sie die Stunde des Abendessens. Die Glocke ertönte, sie war eine der ersten im Speisesaale. Die Gäste versammelten sich nach und nach; Falkenberg — erschien nicht. Die Cousine fragte ihren Mann. »Du kennst des Onkels Weise; er ist spazieren gegangen.« In dem Wetter? — Es fing an zu regnen, und ein rauher Herbstwind fuhr durch den halbentblätterten Wald. — Nun wahrhaftig, das heißt doch den Sonderling auf eigene Kosten spielen! — Man lachte laut über den albernen Grafen, pries sich glücklich, im warmen Zimmer am wohlbesetzten Tische zu sitzen, ließ die Flaschen fleißig kreisen, und nach einer halben Stunde sprach die Begeisterung des Reben-

saftes aus dem größten Theile der Gäste sehr laut und oft sehr thöricht.

Mathilde war still und in sich gekehrt, kein noch so lustiger Einfall der Gäste, der von den andern mit schallendem Gelächter aufgenommen wurde, kam ihr heute auch nur mittelmäßig vor; sie fand die Unterhaltung gar zu gemein, und dachte, daß Falkenberg doch nicht so Unrecht hätte, die Gesellschaft der Natur auch in ihrer unfreundlichen Gestalt dem Umgange roher und schaler Menschen vorzuziehen. So verging dieser Tag und der zweyte. Sie sah Falkenberg nur bey Tische, wo seine Gegenwart zwar die wilde Fröhlichkeit in Schranken hielt, aber auch der Zwang, den jeder der Gäste fühlte, in der frostigen Unterhaltung sichtbar ward. Am dritten Tage hatte es den ganzen Morgen geregnet. Gegen Mittag zogen endlich die Wolken, von der siegenden Sonne getheilt, in Nebelschleyern an den Felsenwänden hinauf; die Spitzen der Berge wurden sichtbar, und das freundliche Blau blickte hindurch. Mathilde fühlte mehr als je das Bedürfniß einer einsamen Stunde in den Umgebungen der freyen Natur, sie rief die Kinder, und stieg den Schloßberg hinab, an dessen Fuße

üppige Wiesen, noch jetzt mit tausend Blumen bedeckt, sich im Schooße des Waldthales hinzogen. Die Kleinen sprangen umher und suchten Zeitlosen und die blaßröthliche Blume des Saffrans, indeß Mathilde, in tausenderley Gedanken und Wünsche versunken, auf einem moosigen Felsenstücke saß. Ein Geräusch weckte sie aus ihrem Traume; sie sah empor, und — Falkenberg stand vor ihr. Sie erschrack; ein Gedanke an alles Böse, was sie von diesem Manne gehört hatte, überfiel sie. Sie wollte aufstehen; sein Anstand zwang sie unwillkürlich zu achtungsvoller Freundlichkeit. Einige Bemerkungen über Gegend und Witterung knüpften das Gespräch an. Falkenberg setzte sich neben sie; und ehe eine Viertelstunde verging, sah sich Mathilde in eine Unterredung verwickelt, wie sie deren im Hause ihrer Cousine nie gehört, und in der Erinnerung an den gebildeten geistreichen Ton in ihrer Ältern Hause oft schmerzlich vermißt hatte. Wie wohl that es ihr, über Gegenstände sprechen zu können, welche den Menschen, mit denen sie bisher gelebt hatte, theils unverständlich, theils lächerlich vorkamen. Falkenberg zeigte eine ausgebreitete Belesenheit, Weltkenntniß, und — worüber Mathilde am

meisten erstaunte — ein zartes, tiefes Gefühl. Indessen kamen die Knaben herbey. Der Oheim brach das Gespräch an der interessantesten Stelle ab, um sich mit den Kleinen zu beschäftigen. Sie wurden bald zutraulich; sie kletterten an ihm hinauf, und thaten tausend Fragen, die er mit der größten Geduld beantwortete. Er tändelte mit ihnen, er bewies ihnen so viel Liebe, daß Mathilde mit inniger Freude die Gruppe betrachtete. Unmöglich konnte der Mann, der die Kinder so herzlich liebte, den sie wieder so liebten, böse seyn! Eine angenehme Empfindung erfüllte ihr Herz, ihre Furcht verschwand nach und nach; sie wurde offener, zutraulicher. Unter freundlichem Geplauder kam der Abend; die Dämmerung erinnerte sie an die Rückkehr. Sie stand auf; Falkenberg both ihr den Arm. Die Kinder sprangen voraus. Oft standen sie still auf dem Bergpfade und blickten zurück in die Krümmung des Thals, durch das der Wildbach weit hinab sich schlängelte, und der Rauch der friedlichen Hütten sich in Nebel verlor. Die Mondessichel strahlte hell zwischen zerrissenen Wolken; die stille Feyer des Herbstabends, das Scheiden der sterbenden Natur regte im Einklange zwey Seelen an, die sich bereits in so

manchen Puncten berührt hatten. Keines schien Lust zu haben, den Gang zu verkürzen. So kamen sie erst mit der sinkenden Nacht in's Schloß, wo der Graf, der mit seiner Frau am Fenster lag, voll Erstaunen den mürrischen Oheim mit Mathilden kommen sah, und die Gräfinn die kränkenden Vorwürfe, die sie der Cousine wegen des langen Außenbleibens schon vom Fenster herab zuzurufen anfing, schnell wieder zurück nehmen mußte.

Von diesem Tage an war Falkenberg viel um Mathilde. Er zeichnete sie sichtbar aus, er sprach meistens nur mit ihr allein, er ging oft mit ihr und seinen Neffen spazieren, und brachte, wenn die rauhe Witterung sie in's Zimmer verschloß, manche Stunde bey ihr und den Kleinen zu, deren Erziehung und Wohl ihn sehr zu beschäftigen schien. Mathilde vergaß ihrer Furcht und aller der Geschichten, die ihr zu seinem Nachtheile waren erzählt worden. Es war etwas in Falkenbergs Blick, im Tone seiner Stimme, das es ihr unmöglich machte, ihm etwas zu verbergen. Ein geheimes Gefühl ließ sie in diesem ernsten, beynahe rauhen Äußerlichen einen festen, unerschütterlichen Sinn, in diesem höchst eigenthümlichen Betragen eine seltene Kraft des

Willens ahnen; sie fühlte volles Zutrauen zu ihm, sie war überzeugt, in zweifelhaften Fällen Rath, in Bedrängnissen Schutz und Hülfe bey ihm suchen zu können. Sie fühlte das, ohne zu wissen warum; aber es zog sie unwiderstehlich an ihn, und machte, daß alle Verleumdungen seiner Verwandten fruchtlos an ihrem Herzen abglitschten, denn sie glaubte an Falkenbergs Edelmuth so gewiß, wie an ihren eigenen guten Willen. So ward ihr sein Umgang erst anziehend, dann sehr werth und unentbehrlich. Sie zählte die Stunden bis zu seiner Rückkehr von einer Jagd oder einem einsamen Spaziergange; aber der stärkste Zauber für ihr argloses Herz lag in dem dunkeln Bewußtseyn, daß sie selbst ihm so viel war, daß dieser strenge, ernste Sinn sich weich und mild in zarter Neigung zu ihr aufschloß, daß der Mann, dem die übrige Welt gleichgültig und zuwider schien, sie mit Achtung aufsuchte, ihr Vertrauen bewies, und bey ihr in stiller Heiterkeit eines bösen, finstern Schicksals zu vergessen schien. Übrigens dachte sie nicht viel über die Quelle dieser Empfindungen und über ein Verhältniß nach, das ihr nie anders als wie eine achtungsvolle Freundschaft vorkam, und bey dem sie Falkenbergs Jahre, der bey-

nahe ihr Vater hätte seyn können, über jeden Zweifel beruhigten.

Bey allem ihrem unbedingten Zutrauen zu ihm war dennoch ein Punct, den sie sehr geflissentlich seinen Beobachtungen und seinen Fragen zu entziehen suchte — ihr Verhältniß in dem Hause ihrer Verwandten und ihre Empfindungen darüber. Es war nicht bloß Überlegung, es war Zartgefühl, was sie abhielt, über einen Gegenstand zu sprechen, von dem sie nichts Gutes sagen konnte, und dem gefürchteten Oheim nichts Böses sagen wollte. Ihre Vorsicht nützte nichts. Sein Scharfblick, noch mehr aber seine Neigung zu Mathilde durchdrang die Hülle, die sie vorsichtig darüber zu ziehen bemüht war. Er hatte längst alles durchschaut, ehe er mit ihr darüber sprach; aber wenn die Richtigkeit, mit der er ihre Lage beurtheilte, sie beynahe erschreckte, so überraschte sie die Wärme, mit der er sich darüber äußerte, noch viel mehr. So hatte sie ihn noch nie gesehen; so theilnehmend, so innig hatte er noch über keinen Gegenstand gesprochen. Der düstere Ernst seiner Züge verlor sich in ein wehmüthig mildes Lächeln, sein dunkelglühendes Auge drang freundlich und unwiderstehlich in ihre Seele; sie mußte sich ihm

ganz entdecken, und — sie that es mit aller Hingebung der kindlichen — mit aller Innigkeit der ersten Liebe. Sie ahnete nicht, was sie that; sie sprach nicht von sich, sie sprach von den Kindern, von ihrer vernachlässigten Erziehung, von der Freude, mit der sie sich diesem Geschäfte widmen, und Ersatz für alle Kränkungen und Entbehrungen, die sie zu dulden hatte, in dem Glücke ihrer Pfleglinge finden würde, wenn man ihr nur freye Hand lassen, sie nicht bey jedem Fortschritte durch Laune oder Verkehrtheit stören wollte. Falkenberg hörte ihr zu, sein Blick hing an ihrem beredten, seelenvollen Blick, an den Lippen, die sich mit so viel Anmuth öffneten; er schlang den Arm um sie, er faßte ihre Rechte, und gelobte ihr, es sollte anders, und sie mit ihm und dem Hause zufrieden werden. O nicht für mich, Falkenberg! rief sie: Nicht für mich — indem sie seine Hand zwischen ihren gefaltenen Händen fest hielt — nur für die Kinder, für ihre Neffen reden Sie, handeln Sie! Es ist ja der schönste Lohn, für die Zukunft unschuldiger, guter Wesen zu sorgen und uns einst sagen zu können: ihr Glück, ihre Tugend ist unser Werk! Mathildens holde Züge strahlten, als sie dieß sprach, von himm-

lischem Feuer des edelsten Bewußtseyns; sie hielt noch immer Falkenbergs Hand, sie sah ihm bittend und unaussprechlich freundlich in's Auge. Da riß seine hervor brechende Empfindung ihn hin, sein Blick drang in ihr Innerstes, er zog sie fest an seine Brust, seine Lippen öffneten sich wie zu einem Geständnisse; aber in dem Augenblicke ließ er den Arm, mit dem er sie umfaßt hielt, sinken, seine Hand zog sich aus der ihrigen, sein Auge wurde düster und trübe, er sah sie eine Weile finster an, sprang dann auf, rief: Leben Sie wohl! und war fort.

Mathilde sah ihm erstaunt nach, sie wußte sich sein Benehmen nicht zu deuten; aber es war ihr, als müßte sie weinen. Eine seltsame Wehmuth bemächtigte sich ihrer Seele; ihre Thränen flossen, sie konnte nicht bestimmen, ob über sich selbst oder über Falkenberg, der ihr in diesem Augenblicke sehr unglücklich vorkam. Eine zarte, leise Regung bewegte ihr Innerstes in süßem Schmerz. O er ist gewiß unglücklich! rief sie mehr als Ein Mahl — und er ist so gut!

Bey der Mittagstafel war Falkenberg noch ernster als sonst. Sein Blick ruhte zuweilen mit tiefem Ausdrucke auf Mathilde; aber er sank nicht, wenn ihr Auge das seine traf, zu Bo-

den, wie der Blick des geheimen Liebhabers. Er ließ sie die stille Trauer sehen, die sein Innerstes erfüllte; und dieses Betragen verwirrte sie, indem es sie halb rührte, halb kränkte, ohne daß sie sich die Ursache dieser Kränkung anzugeben wußte. Ein paar Stunden nach Tische rief ein Geschäft sie über den großen Saal im Hause. So wie sie zu der einen Thür hinein trat, flog die gegen über stehende rasch auf, und Falkenberg trat mit vor Zorn glühendem Gesichte und flammendem Blicke heraus. Der Graf folgte ihm ängstlich. Aber, theurer Oheim, hören Sie doch! — Schweigen Sie! unterbrach ihn Falkenberg: Sie verstehen weder Mann noch Vater zu seyn. — »Aber die schwache Gesundheit meiner Frau« — Stille! rief der Oheim jetzt mit donnernder Stimme: Ich will durchaus nichts mehr hören. Sie sind verächtlich.

Der Neffe wich zitternd zurück. Falkenberg eilte rasch über den Saal an Mathilden vorbey, ohne sie zu sehen; aber sie fühlte, wie der Boden des Saals unter seinen mächtigen Schritten schwankte, und Klopstocks Todesengel fiel ihr ein. Falkenberg war im höchsten Grade erzürnt; aber er war selbst in seinem Zorn edel. Sie dach-

te sich den Fall, wenn er so ihr gegen über stehen sollte; und sie fühlte, daß sie ihm dann dennoch gut seyn, daß sie allen diesen Zorn mit innigem Wohlwollen erwiedern würde. Das Bild des zürnenden Todesengels verließ sie nicht mehr; es begleitete sie in den Garten, in den Forst, auf einen einsamen Spaziergang, von dem sie erst mit der Dämmerung, in tausend Gedanken verloren, nach Hause kam.

Hier hörte sie von den noch zankenden Gatten die Ursache jenes gewaltsamen Auftrittes. Falkenberg hatte über die Erziehung der Kinder ernst und als ein Mann, dem hier ein entscheidendes Wort zukam, gesprochen. Die Gräfinn hatte ihre Zuflucht zu Nervenschwächen und Thränen genommen. Der Graf stand armselig in der Mitte zwischen zwey feindlichen Gewittern, deren er keines weder zu beschwören, noch sich mit ihm zu vereinigen vermochte. Mathilden graute; sie fürchtete, daß auch ihrer in jener Ermahnung Falkenbergs gedacht worden seyn möchte. Das Betragen ihrer Cousine beruhigte sie. Man begegnete ihr nicht unfreundlicher als sonst. Wie zart und wie klug hatte Falkenberg ihrer zu schonen verstanden! Mit freudigem Gefühle dankte ihm ihr Herz beydes,

sein Vorwort für die Kinder und seine vorsichtige Freundschaft für sie.

Der Abend kam, man ging zu Tische; Falkenberg erschien nicht an der Tafel. Das geschah öfters. Heute war es nach dem Auftritte in der Gräfinn Zimmer zu erwarten gewesen. Mathilden dünkte es doch nicht so; sie hatte darauf gerechnet, ihn zu sehen. Zufällig erwähnte jemand seiner, man war ihm im Walde begegnet; der Graf sandte hinüber, er war noch nicht zu Hause. Bitter und hämisch rügte die Gräfinn diese Nichtachtung aller guten Gesellschaft; und nachdem der Witz der Anwesenden sich in Spott darüber erschöpft hatte, fand man es zuletzt sehr natürlich, daß ein Mensch, der so wenig verstände, mit Menschen umzugehen, der mit seinen Prätensionen und lächerlichen Vorstellungen überall anstoßen müßte, freylich lieber die Bäume im Walde und seine Pferde und Doggen zur Gesellschaft haben würde.

Das Abendessen war vorüber. Es war noch früh an der Zeit; man beschloß zu spielen. Dem Grafen schien dieses erwünscht. Es war ihm unheimlich zu Muthe seit dem Zwiste mit dem Onkel, den er so gern wieder versöhnt hät=

te, und dessen Rückkehr er abwarten wollte. Er schickte von Zeit zu Zeit, ohne daß es die Gräfinn wußte, hinüber, um sich zu erkundigen. Falkenberg war noch immer nicht zurück gekommen. Es wurde spät, die Herbstnacht trübe und stürmisch. Jetzt wurde Woltau wirklich besorgt, und theilte Mathildens Angst, die schon längst über das ungewohnte Außenbleiben bestürzt gewesen war. Eben in diesen Momenten der wachsenden Sorge trat Falkenbergs Kammerdiener ein, näherte sich dem Grafen, und sprach leise mit ihm. Mathilden überliefen wechselnde Schauer und Gluthen; sie zitterte vor der unbekannten Nachricht, die der Mensch dem Grafen zu sagen hatte. Woltau stand mit ängstlichem Gesichte vom Spieltische auf. Alles wurde aufmerksam; Mathilde näherte sich mit klopfendem Herzen. Man muß die Reitknechte mit Fackeln aussenden, sagte der Graf: Der Oheim ist noch nicht zurück; es ist zehn Uhr vorüber, es könnte doch ein Unglück — Pah! fiel die Gräfinn ein: Er wird, wie gewöhnlich, herum schwärmen; man muß ihn nicht in seinem Vergnügen stören. Du redest, wie du's verstehst, rief der Graf etwas rascher als gewöhnlich: So lange ist der Oheim noch nie

weggeblieben; und überdieß hat er, wie der Kammerdiener sagt, Geld und Geldswerth bey sich. Die Nacht ist finster; es gibt Wilddiebe im Walde — wer weiß! — Mathilde zitterte. Die Gräfinn drehte sich mit einem spöttischen Lächeln um, und endigte gelassen ihr Spiel. Der Graf ging hinaus, die Anstalten zu treffen. Man stand auf, und die Gesellschaft trennte sich. Mathilde ging mit sorgenvoller Brust in ihr Zimmer, sie stellte sich an's Fenster, sie sah die Reitknechte und den Kammerdiener aufsitzen, und ihr Herz begleitete sie mit heißen Wünschen, als sie aus dem Thore sprengten.

Viertelstunde an Viertelstunde tönte langsam vom Schloßthurme herab. Eilf Uhr war vorüber, alles still und finster in den gothischen weiten Hallen. Sie stand und sah in die sternlose Nacht hinaus — kein Laut, als das Sausen des Windes in dem welkenden Laub und durch die Zweige der Tannen! Oft glaubte ihr scharf hinhorchendes Ohr von weiten Stimmen und Hufschläge zu hören; es war Täuschung. Jetzt schlug es Mitternacht; und noch immer war Falkenberg, noch immer die ausgesandten Leute nicht zurück. Mit unaussprechlicher Bangigkeit zählte sie jeden Schlag; ihr war so

schauerlich, so bange zu Muthe, alle Gefahren, alle Möglichkeiten, die einem einsamen Wanderer in einer finstern Herbstnacht, im waldigen Gebirge, an Abstürzen und Felsenklippen, bey Gießbächen und unter entschlossenen Wildschützen begegnen konnten, gingen schreckend an ihrer Phantasie vorüber. Angst und Grauen der Einsamkeit preßten ihr Thränen aus. Endlich gewahrte sie von weiten eine Helle; es war Licht im Walde. Das Licht kam näher — jetzt unterschied sie Hufschläge, mehrere Pferde — sie waren es. Aber hatten sie ihn gefunden? Und wie, in welchem Zustande? Ihr Herz schlug hörbar; ein Zittern ergriff ihre Glieder. Da öffnete sich das Schloßthor; die Reiter sprengten auf den Hof, Falkenberg mitten unter ihnen. Mit einem Schrey der Freude flog Mathilde, uneingedenk der Nacht, des Sturms und aller Verhältnisse in den Hof hinab, und in dem Augenblicke, als Falkenberg vom Pferde sprang, stand sie mit dem Ausrufe »O Gottlob, daß Sie da sind! vor ihm. Er eilte auf sie zu, er schlug die Arme um sie. O meine theure Mathilde! rief er, und drückte einen heißen Kuß auf ihre Stirn: Du hast mich erwartet, gutes, treues Mädchen! Er schloß sie

ungestüm an sich; eine lange verborgene Gluth schien aus seinem Innersten hervor zu brechen. Die Heftigkeit seiner Bewegung weckte sie zur Besonnenheit auf; sie gedachte, wo und wie sie hier wäre, und zog sich schnell und erschrocken aus seinen Armen, die eben so plötzlich niedersanken. Ein paar Secunden standen beyde stumm und betroffen. Endlich both Falkenberg ihr den Arm: Erlauben Sie, mein Fräulein, daß ich Sie bis an Ihr Zimmer begleite. Sie nahm es an, ohne zu antworten. Schweigend gingen sie neben einander. Jetzt standen sie vor der Thür. Mathilde ergriff den Drücker; da riß sie Falkenberg noch ein Mahl ungestüm an sich, küßte sie mit brennenden Lippen, rief: lebe wohl, Mathilde! und stürzte die Treppe hinab. Im Hofe hörte sie ihn noch den Leuten Befehl ertheilen; dann ward alles stille. Sie warf sich betäubt auf ihr Bett; kein Schlaf besuchte ihre Augen. Tausend Gedanken, tausend Gefühle durchströmten ihre Brust, sie konnte kaum zweifeln, daß Falkenberg sie liebe; und ein stolzes Entzücken durchdrang ihre Seele. Sie glühte, sie fühlte, was er ihr war, sie bebte vor Lust bey dem Gedanken, diesem edlen verkannten Herzen so beglückende Empfindun-

gen eingeflößt zu haben; und im nächsten Augenblicke erstarrte ihre Seele an einem Abgrunde, der sich plötzlich vor ihr öffnete. Er war verheirathet—zwar an eine Unwürdige; — aber dennoch fest und unauflöslich war seine Treue, sein Schicksal gebunden, und sie auf ewig von ihm getrennt! Es war ihr nicht erlaubt, jene Gefühle zu nähren; sie hatte bey weiten schon zu viel gethan! Hoher Purpur bedeckte ihre Wangen bey dieser Erinnerung; sie war beschämt, sie fühlte sogar den leisen Vorwurf, der in Falkenbergs schneller Besinnung, in der ehrerbiethigen Kälte lag, mit der er sie die Treppe hinauf begleitet hatte. Und sie hatte ihn so ungehindert in ihrem Herzen lesen, ihn ihre Angst um ihn so deutlich sehen lassen! Erschüttert, beschämt sprang sie von ihrem Lager auf, warf sich vor dem Bilde ihrer verklärten Mutter nieder, und schwur dem theuern Andenken, strenge über ihr Herz zu wachen und eine Empfindung zu unterdrücken, die sie straflos nicht nähren durfte.

Etwas beruhigt durch dieses Versprechen legte sie sich nieder, und entschlief gegen den Morgen. Der trübe Herbsttag war lange angebrochen, als sie, noch tief bewegt von den Erinne-

rungen der vergangenen Stunden, an's Fenster trat. Ein unfreundlicher Himmel schüttete Regenströme nieder, dichte Nebel verhingen die Gipfel der Berge, kaum daß die nächsten Tannen durch den trüben Schleyer blickten. Alles war still, niemand erschien auf dem einsamen Schloßhofe; auch in Falkenbergs Zimmern, die ihr gegen über lagen, herrschte noch tiefe Ruhe. Sie blickte sinnend bald hinüber, bald hinab. Da war es, da hatte er gestanden, da hatte er sie mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe umfaßt, und »theure Mathilde!« und »du« genannt. Noch klangen diese Worte in ihrem erschütterten Wesen nach, und sie verlor sich in süßen Träumen — da tönte die Glocke, die zum Frühstücke rief. Sie fuhr auf. Jetzt sollte sie ihn wieder sehen, jetzt nach so bedeutenden, so entscheidenden Augenblicken! Sie zögerte; — nun ging sie — stand dann wieder still, und faßte endlich Muth, rasch hinab zu gehen; und eine leise Stimme flüsterte ihr zu, daß er heute gewiß nicht fehlen, daß sein Betragen dem der vorigen Nacht entsprechen würde.

Er war nicht da. Sie stutzte; doch gewohnt, ihn die Gesellschaft dieser Menschen oft um die Einsamkeit vertauschen zu sehen, beruhigte sie

sich bald wieder, und nur ein stiller Wunsch blieb in ihrer Brust zurück. Da trat Graf Woltau ein. Er ist wirklich fort! rief er schon an der Thür. Wirklich? wiederhohlte die Gräfinn: Nun, der Streich sieht ihm ähnlich! Mathilde erschrack; ihr Herz sagte ihr, wer fort war. Es ward dunkel vor ihren Augen; sie hielt sich an dem Sopha, bey dem sie stand. Nach und nach erfuhr sie durch das allgemeine Gespräch, in das sich zu mischen ihr schlechterdings unmöglich war, daß Falkenberg heute mit anbrechendem Tage, ohne irgend jemanden etwas zu sagen, in dem schrecklichen Wetter fortgeritten war. An seinen Neffen hinterließ er ein mündliches Abschiedswort; der Kammerdiener hatte Befehl, mit dem Postzuge und dem übrigen Gefolge ihn in der nächsten Stadt einzuhohlen. Er hatte mit Anspannen und Fortfahren kein Aufsehen im Schlosse machen wollen.

Der Graf war sehr bestürzt; die Gräfinn suchte den Zorn, der ihr Gesicht hochroth färbte, unter spöttischem Gelächter zu verbergen. Ohne Rücksicht auf die Gesellschaft warf der Graf die Schuld des Unwillens und der schnellen Abreise des Oheims ihr vor, eben so un=

zart vertheidigte sie sich; und es entstand eine höchst widerliche Scene.

In Mathildens Brust kämpften die widersprechendsten Gefühle, und der Auftritt, von dem sie Zeuginn seyn mußte, empörte ihr aufgeregtes Herz noch mehr. Welche armseligen, niedrigen Menschen! Unwillig wandte sich ihr Gemüth von ihnen; aber es war ihr nicht möglich, so wie sonst, in der Vorstellung von Falkenbergs moralischer Größe Ersatz und Beruhigung zu finden. Die hohe Gestalt stand nicht mehr in dem glänzenden Lichte vor ihr; sie war irre an ihm geworden. So hätte er sich nicht betragen sollen, so überhaupt nicht, so am allerwenigsten gegen sie, nach dem, was diese Nacht vorgefallen war! Ihr Gemüth war zerrissen, keine Idee gab ihr Ruhe; nirgends war ein fester Punct, auf dem der erschütterte Sinn hätte fest stehen und von dort aus das Chaos ordnen können, das um ihn stürmte. Zum Glücke für sie war die Aufmerksamkeit der Gesellschaft auf das zankende Ehepaar geheftet; und so gelang es ihr, sich unbemerkt nach dem Frühstücke in ihr Zimmer zu stehlen.

Ein Thränenstrom machte hier dem schwer gepreßten Busen Luft. Es war entschieden, daß

ihr allzu verlangendes Herz sie getäuscht hatte. Liebe konnte das nicht gewesen seyn; denn Liebe konnte sich so nicht betragen, so nichtachtend über alle Folgen einer Scene hinweg eilen, deren Bedeutenheit sich auch der kälteste Verstand nicht wegzudemonstriren vermocht hätte.

Und was war es denn? Ein schneller Gedanke fuhr wie ein Blitz durch ihre Seele, und ein grausendes Gefühl, ein Gefühl, das Gluth und Angstschweiß über sie ergoß, erschütterte ihr Wesen. Wie, wenn es nichts als Sinnlichkeit gewesen wäre? Sie erinnerte sich ihres leichten Anzugs, des Sturmwindes, der diesen Anzug verrätherisch um ihre Glieder warf, ihrer eigenen Worte, der unverhohlenen Zuneigung, die sie ihm gezeigt hatte — und sie schauderte bey der Vorstellung, die immer mehr und mehr Wahrscheinlichkeit für sie gewann. In einer empörten Stimmung, gegen sich, gegen Falkenberg, gegen Woltau, gegen die ganze Welt aufgebracht, verlebte sie peinliche Stunden, bis die Zeit zur Mittagstafel kam. Es war ihr noch mehr Unangenehmes vorbehalten. Bey Tische nähmlich, wo die Vorfälle des gestrigen und heutigen Tages den Stoff des Gesprächs ausmachten, hörte sie, daß des Grafen

Leute den Oheim lange im Walde gesucht, und ihn endlich in einer armseligen Köhlerhütte gefunden hatten. Er hatte sich wirklich am Abend verirrt, gab die Hoffnung auf, in's Schloß zurück zu gelangen, und war entschlossen gewesen, die Nacht in dieser Hütte zuzubringen, als die Leute mit den Fackeln und einem Pferde für ihn kamen. Man kannte diese Köhlerleute bereits; es war ein Mann mit mehreren Kindern und einer sehr schönen Frau. Falkenberg hatte sie schon voriges Jahr, als er im Herbste hier war, oft besucht, sie zum Gegenstande seiner Wohlthätigkeit gemacht, und viele Stunden bey ihnen zugebracht. Ein Wettstreit von spöttischen und hämischen Bemerkungen über diese Verirrungsgeschichte, über die schöne Köhlerinn, und Falkenbergs Verhältnisse zu ihr, erhob sich nun in der Gesellschaft. Die Gräfinn war unerschöpflich in beißenden Einfällen. Die Geschichte seiner Heirath, die auf nichts anderem als einer eigensinnigen Anhänglichkeit an ein schönes Weib beruhte, wurde bitter persiflirt; selbst der Graf, so unmuthig er den Zorn des reichen Oheims ertrug, konnte sich des Lachens nicht enthalten. Nur Ein Auge blieb ernst, und zuletzt von einer Zähre des gerechtesten Unwillens, des gekränk-

ten Stolzes befeuchtet. Das war also der Heros ihrer Phantasie! Zu solcher Gewöhnlichkeit war die idealische Gestalt herab gesunken! Wer die schöne Köhlerinn liebte, konnte wohl von dem Anblicke eines jungen, wohlgebildeten Mädchens, das ihm mit offener Theilnahme, in so ungewöhnlicher Stunde, in solchen ungewöhnlichen Verhältnissen entgegen kam, zu lebhaften Äußerungen eines Gefühls hingerissen werden, das — nicht Liebe war, das jetzt statt süßer erhebender Erinnerungen die Stacheln der Reue, der Scham, des Unwillens gegen sich selbst in Mathildens wunde Seele drückte!

Sie überlegte nun alles, was seit Falkenbergs Anwesenheit vorgefallen war. Sie fand endlich, daß ihre gar zu geringe Meinung von der Gesellschaft und ihren Verwandten sie verführt hatte, ihrem Urtheile zu wenig zu trauen. Das plötzliche Wohlgefallen, die Achtung, die ihr Falkenbergs Äußeres und sein Betragen am ersten Tage abdrangen, erklärte sie sich durch die Wirkung des Contrastes mit der übrigen Gesellschaft, und durch ihre Überraschung, indem sie sich den Oheim als ganz alt, häßlich und widrig gedacht hatte. Aber sein Anstand, seine Geistesbildung, das Achtunggebiethende seines Betra-

gens? O was kann frühe Gewohnheit und Umgang mit der großen Welt nicht! Ist nicht ein guter Anstand oft Naturgabe, und bürgt Geistesbildung auch für moralische Bildung? Kann man nicht eine Menge Kenntnisse besitzen und unedel seyn? Ist Seltsamkeit und ein schneidendes Abscheiden von der gewöhnlichen Art zu leben und zu seyn nicht oft ein Mittel, den Unerfahrnen zu täuschen? Ach, je weiter sie mit geschärftem Blicke in ihre Gefühle drang, je unglücklicher, je beraubter fühlte sie sich. Jeder schöne Zug, den sie sich an dem edlen Bilde zu verwischen gezwungen sah, jede Tugend, die in Nichts oder wohl gar in ein Vergehen zusammen sank, war ihr ein Raub an ihrem schönsten Besitze, an ihrem geistigen Glücke. Ganz arm stand sie zuletzt da, und ihre Thränen flossen der schönen Täuschung, dem Paradiese, das ihre Phantasie gezaubert und die Wirklichkeit so grell zerstört hatte. Ach! Warum war Falkenberg nicht das, was sie glaubte! Wie gern hätte sie ihn verehrt, wie gern wäre sie die Freundinn des edelsten Mannes geblieben! Mehr hatte sie ja ihm weder seyn wollen noch dürfen. Sie wollte es auch nicht, sie liebte ihn ja nicht; sie hatte ihn nur geschätzt, geehrt, und kindliche Zunei-

gung gegen ihn gefühlt, den seine Jahre und sein Verhältniß von jeder wärmeren Empfindung ausschlossen. Aber daß sie das nicht mehr konnte, das kränkte sie; und eine Art von Schwermuth bemächtigte sich ihrer Brust — bloß wegen des zerstörten Ideals von Freundschaft. So dachte Mathilde, und ahnete nicht, welche Empfindungen in den geheimeren Tiefen ihrer Seele lagen.

Die Jagdgesellschaft verlor sich nun nach und nach. Falkenbergs Abreise hatte das Zeichen zum Aufbruche gegeben; das Schloß wurde wieder einsam, der Winter kam mit seinem traurigen Gefolge, düstere Schwermuth schien über der todten verlassenen Gegend zu ruhen, sogar die Laute der Natur verstummten. Kein Vogel sang mehr im blätterlosen Walde, keine Biene summte über die Schneegefilde, das Rauschen der Bäche erstarrte im Eise, die Menschen hielten sich in ihren Hütten verschlossen, das Gebirge war wie ausgestorben. Mathildens Gemüth entsprach dem Ausdrucke der Natur um sie. Ihre stille Heiterkeit, die sie manche trübe Stelle ihres Schicksals hatte übersehen machen, war entflohen; ungleich, verstimmt, bald wehmüthig, bald gereizt, trug sie nur mit Mühe die Launen ihrer

Verwandten. Ach, der Gedanke, daß sie Falkenberg ihre Lage schildern, von ihm Rath, vielleicht Hülfe, oder wenigstens doch den süßen Zauber der Theilnahme erhalten würde, warf jetzt keinen tröstenden Strahl mehr in die trübe Dämmerung ihres Schicksals! Sie fühlte sich ganz verlassen, so verlassen, wie einst am Sterbebette ihrer Mutter, die dem längst voraus gegangenen Vater freudig folgte, und der nur der Blick auf die verwaiste Tochter den Abschied schwer machte.

Es war natürlich, daß in dieser Stimmung der Gemüther tausend Collisionen, tausend unangenehme Auftritte vorfallen mußten, die Mathilden den Aufenthalt in diesem Hause höchst peinlich machten. Nur ihre äußerst beschränkte Lage, die Ungewißheit der Zukunft zwangen sie, auszuhalten, bis der Zufall oder ihre Bemühungen eine Veränderung bewirken würden. Wie sehr überrascht und erfreut war sie daher, als sie ungefähr ein paar Monathe nach jenen Vorfällen von einer ihr nur dem Nahmen nach bekannten Dame einen Brief erhielt, in welchem diese ihr die Stelle einer Gesellschafterinn und Vorleserinn mit sehr vortheilhaften Bedingungen und in einem Style und Tone antrug, der

Mathilden sogleich eine gebildete, feinfühlende Frau erkennen ließ. Mathilde erkundigte sich nach ihr bey ihren Verwandten. Gräfinn Rombach war die Witwe eines angesehenen Mannes, die jetzt von ihrem großen Vermögen, ohne Kinder, ein sehr angenehmes Haus in der Residenz machte. Mathilde errieth nicht, wie die Gräfinn auf sie verfallen könnte; aber der Antrag war lockend, ihre Lage unangenehm. Nach einigem Bedenken und genauen Erkundigungen, die alle zum Vortheile der Frau von Rombach waren, willigte sie endlich ein, und reiste bald darauf nach der Stadt ab.

Sie hoffte keine Heilung der Wunden, die noch immer schmerzten; aber sie rechnete auf Zerstreuung, eine zartere, schonendere Behandlung und die Freuden eines gebildeten Umgangs, die sie so lange vermißt hatte. Die Gräfinn empfing sie mit zuvor kommender Artigkeit. Mathilde trat ihr neues Amt mit Eifer an, und verwaltete es zur großen Zufriedenheit der Gräfinn, die schon längst gewünscht hatte, in ihrer Gesellschafterinn ein gebildetes Mädchen, in ihrer Vorleserinn ein denkendes und fühlendes Wesen zu finden. Vieles von dem, was Mathilde erwartet hatte, fand sie

wirklich; manches fehlte indessen noch, und sie sah bald ein, daß das Fehlende sich nie ersetzen würde. Die Gräfinn war eine Dame von feinstem Tone, geistreich, belesen; in ihrem Hause sammelte sich alles, was in der eleganten Welt bedeutend war, lebhafte, sinnvolle Unterhaltungen beflügelten die Stunden, die der Gesellschaft gewidmet waren, Lectüre und angenehme Talente nahmen die einsamen ein. Mathilde wurde mit Feinheit und Anstand behandelt; aber ihr Herz, das von seiner kaum geheilten Wunde noch allzu weich und empfindlich geblieben war, vermißte das Gefühl inniger Anhänglichkeit und herzlicher Güte überall in diesen schimmernden Umgebungen. Ihr Verstand sagte ihr indessen, daß sie sich bescheiden lernen müßte. Sie that es auch; aber diese Überzeugungen vermochten nicht immer, die schmerzlichen Seufzer zurück zu halten, die um den kaum empfundenen und so schnell zerstörten Genuß eines gebildeten, freundschaftlichen und liebevollen Umgangs ihrer Brust entflohen.

Auch hier hörte sie Falkenbergs oft erwähnen. Die glänzende Rolle, die er eine Weile an dem dasigen Hofe, und dann als Gesandter an ein paar andern gespielt hatte, seine Geburt,

seine Reichthümer richteten die Augen der großen, müßigen Welt auf ihn. Seine Sonderbarkeiten, seine Heirath, seine Lebensart gaben ihr oft willkommenen Stoff zum Gespräche. Er galt auch hier, wie bey Woltau, für einen Mann, der sich mit niemand vertragen, in kein gesellschaftliches Verhältniß fügen wollte. Aber die große Welt war scharfsichtiger, als der kleine ungebildete Cirkel an Woltau's Tische. Sie konnte nicht zugeben, daß ein Mensch von Falkenbergs Geburt, Vermögen und Geiste aus innerer Stimmung aller Größe, allem Einflusse entsagen, oder um eines zertretenen häuslichen Glückes willen unstät und verzweifelnd in der Welt herum irren könnte. Sie fand mit sehr natürlicher Consequenz in diesem Betragen nichts, als eine schlaue Maske, um sich auszuzeichnen, und einen blendenden Ruf, den man durch wahre Verdienste nur mühsam erringt, auf eine wohlfeilere Art, durch Sonderbarkeit zu erlangen.

Nie hatte Gräfinn Rombach sich in ein solches Gespräch gemischt. Mathilden war das nicht entgangen. Die Gräfinn war in vielem Betrachte eine achtungswürdige Frau; es lag Mathilden daran, ihr Urtheil über Falkenberg zu wis-

sen, und so knüpfte sie einmahl in einer heiteren einsamen Stunde das Gespräch über diesen Gegenstand an.

Kennen Sie Falkenberg näher? hob die Gräfinn lebhaft an.

Das eben nicht. Ich habe den vergangenen Herbst einige Wochen in seiner Gesellschaft zugebracht.

Und was ist Ihr Urtheil über ihn?

Mathilde erröthete: Er scheint ein achtungswerther Mann zu seyn.

Er scheint — ganz recht, mein Kind! Er scheint, und das will er auch —

Sie glauben also, erwiederte Mathilde —

Ich glaube nichts, ich weiß, fiel die Gräfinn schneidend ein: Ich rede nicht gern von solchen Dingen vor den gewöhnlichen Gesellschaftsmenschen; denn Falkenberg ist weitläufig mit uns verwandt, und das Urtheil jener Leute bedeutet mir nichts. Aber Sie, mein Kind, möchte ich gern mit der Welt bekannt machen. Ich möchte Ihnen zeigen, in welchem schimmernden Gewande sich zuweilen das Laster zeigt, und wie schwer es ist, nicht getäuscht zu werden. Ihr klarer einfacher Sinn verdient hell zu sehen, und — lassen Sie sich den

Preis nicht reuen, um den Sie eine bedeutende Erfahrung kaufen, sollte es auch Ihre gute Meinung von einem menschlichen Wesen seyn. Es ist sicher nicht die letzte dieser Art, die Sie in der Welt aufgeben lernen müssen. Die Gräfinn schwieg, und sah ernst vor sich nieder; bittere Erinnerungen schienen an ihrer Seele vorbey zu gehen, und Mathildens leise bedeckte Wunden fingen alle an zu bluten. Sie schwieg ebenfalls.

Ich kenne ihn, sagte die Gräfinn, von seiner Kindheit an. Die Natur hat ihn mit allen Gaben ausgerüstet, um einst ein vorzüglicher Mensch zu werden; Geburt, Reichthümer, eine edle Figur, Talente und große Kräfte des Geistes vereinigten sich bey ihm. Aber ein angeborner Hang zum Bösen und die verkehrte Erziehung eines schwachen Vaters haben allen diesen Anlagen eine falsche Richtung gegeben. Sein Eigensinn war schon in seiner Kindheit unbändig; es war genug, daß etwas ernstlich von ihm verlangt wurde, um ihn sogleich das Gegentheil ergreifen zu machen. Sein Vater hatte ihn zum diplomatischen Fache bestimmt; er ging ihm durch, um Soldat zu werden, und quittirte den Dienst, um Civilbedienung anzu-

nehmen, sobald der Vater ausgesöhnt, und mit dem selbst gewählten Stande des Sohnes zufrieden war. Er war von Jugend auf mit einem der edelsten Mädchen versprochen. Sie ist meine Nichte; und hätte ich sie nicht größten Theils selbst erzogen, so würde ich Ihnen sagen: ich bin stolz auf sie. Er hatte sie nicht geliebt; aber er schien mit dem Plane zufrieden, bis der Zeitpunct zur Verheirathung kam. Es war alles richtig, die ganze Welt davon unterrichtet. Auf einmahl zieht sich Falkenberg zurück, erklärt, daß er das Mädchen durchaus nicht heirathen könnte, und verkuppelt sie an einen unbedeutenden Menschen, der sein Waffenbruder gewesen war, und dem das gekränkte, tief beleidigte Mädchen in der ersten Aufwallung von weiblichem Stolz und Trotze die Hand gab, und nie wieder glücklich wurde.

Mathilde seufzte: Aber was konnte ihn zu diesem seltsamen Schritte verleiten?

Mein Gott! Was bewegt eigensinnige, leidenschaftliche Menschen? Und Falkenberg hat wüthende Leidenschaften, die er gar nie zu bezähmen versucht hat, z. B. den Zorn.

Mathilde sah ernst vor sich hin. Der Todesengel fiel ihr ein.

Ich habe ihn im eigentlichen Sinne des Wortes wüthen gesehen, als einst zufälliger Weise seiner Frau erwähnt wurde. Sie werden wohl von der Geschichte wissen?

Ich habe einiges gehört.

Es war die größte Raserey, die er begehen konnte. Alles widerrieth ihm den Schritt; aber die Person war schön, und seine Schwäche gegen weibliche Schönheit übersteigt allen Begriff. Weiß Gott, an welcher verworfenen Creatur er damahls hängen mochte, als er seine Braut verließ!

Mathilde dachte an die Köhlerinn und seufzte: Und hat ihn seine Braut geliebt?

Die Gräfinn hielt einen Augenblick inne. Geliebt? wiederhohlte sie langsam: Nun, das, Gottlob, so eigentlich nicht; aber das Schimmernde in seinen Eigenschaften hatte sie verblendet, und ihr Mann war wohl nicht darnach, um sie Falkenbergs vergessen zu machen.

Mathilde seufzte tiefer. Ihn vergessen! dachte sie. Die Gräfinn fuhr fort: Seine Frau betrug sich so, daß sie ihm und der ganzen Familie Schande machte, kurz, so wie man es erwartet hatte. Alle Welt wußte es schon, nur

er allein sah nichts oder wollte nichts sehen. Zuletzt als es nicht mehr möglich war, blind zu bleiben, brach aber auch sein Zorn auf eine Art aus, daß das Leben seiner Frau in Gefahr stand. Es gab einen fürchterlichen Auftritt. Er schickte sie auf der Stelle in ein Kloster, und ließ sich gerichtlich von ihr scheiden. Seit dem trieb er sich eine Weile in Geschäften um; aber er hielt es auf keinem Platze aus, und vertrug sich mit niemanden. Zuletzt legte er plötzlich alle seine Chargen nieder, und nun zieht er, wie Cain, unstät und flüchtig umher, besucht Spitäler und Armenhäuser, und verschwendet sein Geld in Errichtung solcher Anstalten auf seinen Gütern.

Das wäre doch wenigstens ein guter Zweck! sagte Mathilde schüchtern.

Ganz gewiß, mein Kind! wenn es ihm um das Gute zu thun wäre, wenn nicht alles, was er thut, die Wirkung des Widerspruchsgeistes, oder der Eitelkeit, der Leidenschaftlichkeit wäre. Was kann man denn, fuhr die Gräfinn mit Heftigkeit fort, von dem guten Zwecke eines Menschen denken, der seine ersten Pflichten vernachlässigt, und ein undankbarer Sohn, ein unverträglicher Bürger, ein schlechter Vater ist?

Aber so sind die Cosmopoliten, die Nachahmer Rousseau's. Unter dem Vorwande, dem Ganzen zu nützen und der Menschheit ihre Kräfte zu weihen, wollen sie nur einen Freybrief haben, um sich bequem von allen Pflichten für die Einzelnen los zu sprechen. Falkenberg erbauet Spitäler und Schulen auf seinen Gütern; aber sein Vater ist aus Gram über seine tollen Streiche gestorben, und seine Tochter läßt er auf dem Lande von einem unwissenden Schulmeister erziehen.

Mathilde hatte mehr als genug an dieser Schilderung. Vergebens flüsterte eine leise Stimme ihr zu, daß die Heftigkeit, mit der die Gräfinn sprach, und ihre natürliche Parteylichkeit für ihre Nichte sie vielleicht zu dunkle Farben bey Falkenbergs Gemählde hatten nehmen machen. Wenn sie auch noch so vieles abrechnete, blieb noch immer genug, und stimmte zu sehr mit dem, was sie gesehen hatte, zusammen, um jeden Rest von Achtung und Freundschaft für einen Mann, der diese Gefühle so wenig verdiente, als Thorheit zu verdammen.

Ihr Ideal war ganz zerstört. Die Wirklichkeit ergriff sie mit kalter starrer Hand, das Leben verlor seine Bedeutung für sie, ihre Stim-

mung wurde trüber und trüber; endlich schien ein stiller Gram an ihrer Gesundheit zu nagen. Gräfinn Rombach, die ihre so geschickte und so brauchbare Gesellschafterinn nicht gern verlor, ließ Ärzte kommen. Sie riethen und verschrieben; es war vergebens. Endlich schlugen sie das gewöhnliche Auskunftsmittel vor, wenn sie nichts zu rathen wissen, Luftveränderung.

Der Frühling näherte sich ohne dieß. Die Gräfinn beschloß, eine Einladung ihrer Nichte anzunehmen, und Mathilden zu ihr auf's Land zu führen. Streitende Empfindungen erhoben sich in Mathildens Brust bey diesem Antrage. Sie sollte die Gräfinn Thornstein kennen lernen, diese Frau, welche Falkenberg verlassen hatte, die, von seinen schimmernden Eigenschaften geblendet, nie ganz glücklich mit dem unbedeutenden Manne wurde, um dessentwillen sie freylich Falkenberg nicht vergessen konnte! Diese Worte waren wie flammende Puncte in dem düsteren Schatten geblieben, den eigene Überzeugung und fremdes Urtheil über Falkenbergs Bild in ihrer Seele geworfen hatten. Sie konnte sie nicht vergessen, sie konnte sie nicht zu dem Ganzen fügen; aber sie wa-

ren ihr unaussprechlich theuer, um so mehr, als die ganze Welt den Grafen Thornstein als einen Mann achtete, dessen äußere Bildung, dessen Kenntnisse und Denkungsart ihn vor den Meisten seines gleichen auszeichneten. Wie wird diese Frau von ihm sprechen? Was wird ihr Urtheil von ihm seyn? Und wird dieß Herz, das er vorlängst zerrissen hatte, nicht noch den letzten Schimmer von Achtung und unwillkürlicher Neigung in der Brust der jungen Freundinn zernichten, die diesen Rest so gern wie heilige Reliquien zu bewahren strebte?

Zwischen Furcht und leiser Hoffnung schwankend, kam sie an einem schönen Frühlingsmorgen auf dem Schlosse des Grafen an. Er war abwesend; aber als der Wagen unter das Thor fuhr, kam eine schöne Frau von mittleren Jahren mit zwey Kindern eilend die Marmorstufen herab, und empfing die Ankommenden mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit. Mathildens Blick ruhte forschend auf dieser schlanken edlen Gestalt, deren ernstere Formen durch einen Ausdruck himmlischer Sanftmuth und vielleicht überstandener Leiden schön gemildert waren, und die jetzt noch zeigte, was sie einst gewesen seyn mußte, eine vollendete Schönheit. Unwillkürlich fühlte sie

sich zu ihr hingezogen, und ein stolzes, süßes Gefühl erhob sie, als sie sich, gleich in den ersten Stunden, von dieser Frau mit einer Zuvorkommung und Liebe behandelt sah, wie man nur eine wohlbekannte und geschätzte Freundinn behandeln kann.

Sie waren viel beysammen, sie sprachen über hundert Dinge, und eine seltne Übereinstimmung der Gefühle zog das Band der Zuneigung fester. Mathildens Herz öffnete sich wieder angenehmeren Eindrücken, sie fühlte sich hier nicht fremd; sie verstand und wurde verstanden, ihr Trübsinn verlor sich in eine ernste Heiterkeit, und die Gräfinn Rombach sah mit Vergnügen die Veränderung, die sie der Wirkung der Landluft zuschrieb.

Noch war Falkenbergs Nahme nicht genannt worden. Ein geheimer Schauer hielt Mathilden ab; sie fürchtete, alte Wunden zu berühren, sie fürchtete noch mehr, seine Verdammung aus einem Munde zu hören, der schon so viel Gewicht für sie hatte. An einem Nachmittage, wo übles Wetter sie im Zimmer eingeschlossen hielt, fiel das Gespräch auf Mahlerey und Zeichnung. Mathilde besaß beyde Fertigkeiten in hohem Grade. Der Graf von Thornstein war Lieb-

haber und Kenner; er hatte in einem Flügel des Schlosses eine Gallerie von Gemählden angelegt, die man für einen Particulier bedeutend nennen konnte. Rosalie, so hieß die Gräfinn, führte Mathilden hin. Sie gingen durch mehrere Zimmer, in denen viele vorzügliche Gemählde Mathildens Auge auf sich zogen. Schon glaubte sie alles gesehen zu haben, als die Gräfinn noch einen Schlüssel hervorzog und eine Seitenthür aufschloß, die in ein kleines Cabinett führte. Hier sind die besten Stücke, sagte sie, meistens besondere Lieblinge von meinem Manne und mir; aber es sind wenige, wie sich das von selbst versteht. Mathilde trat in das Cabinett, das sehr schön decorirt und auf eine angenehme Art von oben erleuchtet war. Ihr Blick traf, wo er hinfiel, auf ein Meisterstück; besonders zog sie eine Madonna an, die an der hintern Hauptwand unter einem großen historischen Gemählde hing. Lange stand sie davor und Rosalie schweigend neben ihr, als sich ihr Blick endlich gesättigt erhob, und auf das große Gemählde richtete. Sie erkannte den Gegenstand, den es vorstellte. Es war Scipio, der Afrikaner, in dem Augenblicke, wo er dem Celtiberischen Fürsten seine

Braut unberührt zurück gibt, deren Schönheit einen mächtigen Eindruck auf den Römischen Helden gemacht hatte.

Auf einmahl überraschte eine auffallende Ähnlichkeit zwischen diesem Scipio und Falkenberg, und zwischen der schönen Gefangenen und Rasalien, wie die beyden in ihrer Jugend gewesen seyn mochten, Mathildens Auge und Herz. Eine hohe Röthe überzog ihr Gesicht; sie versank im Anschauen des Bildes.

Sie bemerken etwas an dem Gemählde? sagte Rosalie endlich, indem sie sie an der Hand faßte, und aus ihrem Staunen weckte.

Mathilde erschrack. Sie wollte etwas sagen; aber die Gräfinn unterbrach sie, indem sie mit feyerlicher Rührung sagte: Lassen Sie uns den schönen Augenblick, wo unsere Seelen sich schwesterlich in einer edlen dritten begegnen, nicht durch Formeln entweihen. Mathilde! Ich weiß, daß Sie meinen Freund kennen, daß Sie zu den Wenigen gehören, die fähig sind, ihn zu fassen. Ich habe mich längst auf Sie gefreuet, denn ich habe Sie durch seine Briefe gekannt; und daß Sie aus Ihren einengenden Verhältnissen erlöset und zu meiner Tante gekommen sind, ist größten Theils sein Werk. Durch ihn

lernte ich Sie, durch mich lernte die Tante Sie kennen.

Mathilde erröthete. Sie wollte etwas von Dank sagen.

»Nichts davon in dieser Stunde. Bey Ihnen ist mir wohl, bey Ihnen kann ich Gefühle laut werden lassen, die ich sonst strenge in meiner Brust verschließen muß. Ja, Falkenberg ist edel, er ist noch mehr als edel, er ist groß. Aber er versteht die Kunst nicht, andere Menschen seine Größe ertragen und sein Verdienst verzeihen zu machen; und hieraus entsprang alles Unglück, das ihn traf. Es wird Ihnen nicht gleichgültig seyn, nähere Beziehungen aus seinem und meinem Leben zu erfahren; morgen werde ich einige Blätter darüber in Ihre Hände geben. Indessen nehmen Sie hier einen zweyten Schlüssel zu diesem Cabinette, das Ihnen nun jeden Augenblick offen steht.« Als Rosalie diese Worte geendet hatte, drückte sie Mathilden nicht ohne einige Bewegung an die Brust, und verließ sie schnell.

Mathilde blieb noch einige Zeit in dem Cabinette. Ihr Auge verlor sich in den theuern Zügen, die jetzt wieder neue Bedeutung für sie erhalten hatten, ihr Herz in süßen Regungen über

die beruhigende Versicherung, die ihr so eben aus einem Munde ward, aus dem sie sie so wenig erwartet hatte. Falkenberg ist edel, er ist noch mehr als edel, er ist groß! Diese Worte schallten unaufhörlich in ihrer Seele wieder. Und wer sagte das? Das Weib, das er am tiefsten gekränkt, das Herz, das er zerrissen hatte, das jetzt noch für ihn schlug! O, welch ein Mann muß er seyn, und wie unrecht habe ich ihm gethan! rief sie endlich, und näherte sich dem Bilde, und faltete die Hände, auf die ihre Thränen fielen, als wollte sie ihn um Vergebung bitten.

Erst nach einer Weile vermochte sie es, sich von dem Bilde und den Erinnerungen, die sich ihr aufdrangen, los zu reissen. Sie schloß das Cabinett ab, und kehrte zur Gesellschaft zurück; aber ihre Seele nahm keinen Antheil an den Gesprächen, denn das Andenken der vergangenen Stunden und die Erwartung dessen, was sie morgen erfahren sollte, beschäftigten jedes Vermögen derselben.

Nach dem Frühstücke am folgenden Morgen legte Rosalie ein kleines Heft in Mathildens Arbeitskörbchen; und diese konnte nur mit Mühe den ersten Augenblick der Einsamkeit erwarten,

wo sie die Blätter entfaltete, und mit hochklopfendem Herzen las:

Falkenberg ist der Sohn von einem innigen Jugendfreunde meines Vaters, und weitläufig mit mir verwandt. Die Freunde wünschten die Neigung, die sie an einander zog, auch in ihren Kindern fortblühen zu sehen. Falkenberg war mir zum Gemahle bestimmt, ehe ich noch einen Begriff von Liebe oder Ehe haben konnte. Der Wohnort seines Vaters war entfernt, Theodor ein wilder unbändiger Knabe, mit dem weder sein allzu schwacher Vater, noch ein mürrischer pedantischer Abbee, sein Hofmeister, viel ausrichten konnten, und der alles, was er recht machte, aus sich selbst that. Wir sahen uns zuweilen, wir waren uns gut; aber von jener Zuneigung, die unsere Väter so sehr entstehen zu sehen wünschten, zeigte sich keine Spur, vielleicht eben darum, weil man es uns zu leicht machte, uns zu sehr zeigte, was man mit uns vor hatte. Bald, nachdem Theodor, der einige Jahre älter war als ich, auf die Universität geschickt worden war, verlor ich meine beyden Ältern, und wurde der Tante Rombach übergeben. Ihre vernünftige Erziehung, ihre liebevolle Sorgfalt ließ mich diesen Verlust so we-

nig als möglich fühlen; und so vergingen, nachdem der erste Schmerz vorüber war, einige stille Jahre, in welchen sich mein Charakter entwickelte, mein ganzes Wesen entfaltete. Von Theodor bekam ich zuweilen Briefe, an denen ich — bereits mit einigen Romanen bekannt — nichts auszusetzen wußte, als ihre Kälte und Seltenheit. Ein Bräutigam sollte zärtlicher schreiben, dachte ich. Übrigens waren alle Zeugnisse, die er von seinen Lehrern, von dem Hause, dem er übergeben worden war, von allen Freunden erhielt, höchst ehrenvoll. Ich war stolz auf ihn, ohne ihn zu lieben; denn ich kannte ihn kaum. Welch ein Unterschied mußte zwischen dem Knaben, der mich verlassen hatte, und dem Jünglinge, den ich erwartete, seyn! So sah ich unserer Verbindung nicht mit Ungeduld, aber mit Vergnügen entgegen.

Sein Vater hatte ihn zur diplomatischen Laufbahn bestimmt, auf der er selbst vor Jahren im Sonnenschimmer der Fürstengunst geflattert hatte. Dem kühnaufstrebenden, freyheitliebenden Jüngling widerte der Zwang der Geschäfte, der Etikette, der umsichtigen Politik. Er wünschte Soldat zu werden, da eben der Krieg begann. Der Vater wollte nichts davon

wissen; der Sohn bath, flehte, beschwor — vergebens. Man muß dem störrigen Jungen den Kopf brechen, sagten der Vater und der Abbee; und Theodor sollte noch, ehe er in's väterliche Haus zurück gerufen ward, an dem Orte, wo er studierte, einige Zeit in einer Kanzelley arbeiten. Er unterwarf sich geduldig, er arbeitete, man überhäufte ihn mit Geschäften, um den unruhigen Geist zu bändigen; er saß den Tag und die halbe Nacht am Schreibtische. Seine Natur erlag; er wurde krank. Er schrieb an seinen Vater, an mich; ich sollte seine Fürsprecherinn werden. Ich that es willig, aber ohne Erfolg. Der Vater hielt alles für Verstellung, weil Theodor, wie sein Mentor schrieb, nicht im Bette blieb. Da ergriff er den einzig übrigen Rettungsweg; er entfloh zu dem Bruder seines Vaters, dem Generalen, der eben mit seinem Regimente Befehl zum Aufbruche erhalten hatte. Der Oheim, der den Abscheu des Jünglings vor Geschäften für Abscheu vor jeder Anstrengung und Ausdauer hielt, machte ihn zum Cadetten, und kündigte ihm an, daß er, um ein tüchtiger Offizier zu werden, den Dienst von unten auf lernen müsse. Zugleich überhäufte er ihn mit

mathematischen und anderen Regimentsarbeiten, und schrieb an den Vater, um Verzeihung für den Sohn und freye Hand über ihn zu erhalten. Der Vater wollte nichts von dem ungerathenen Kinde wissen. Auch mir ward sein Schritt unter gehässigen Farben gezeigt; und ich fand dann auch, daß seine Liebe zu mir sehr gering, und sein Charakter äußerst wild und unzähmbar seyn müsse. Die Tante, die mich für Theodor zu bewahren wünschte, weil unsere Verbindung aus manchen Ursachen damahls noch ein Familiengeheimniß bleiben mußte, suchte mein zu empfindliches Herz vor unzeitigen Eindrücken dadurch zu schützen, daß sie meine Eitelkeit aufregte. So dachte sie mich ihm zu erhalten; und eben diese Eitelkeit entfernte mich von ihm. Ich war hübsch, reich, unabhängig; man glaubte mich frey, kein Wunder, daß ein bedeutender Kreis von Werbern sich um mich sammelte. Ich hatte Romane gelesen; es wurden deren mit mir gespielt. Was konnte ich von der Liebe und Anhänglichkeit eines Menschen erwarten, der, statt nach einer fünfjährigen Abwesenheit in meine Arme zu eilen, dem Vater entflob, und eine Stadtgeschichte machte, um sich auf lange, vielleicht auf immer von mir zu

entfernen? Mein Stolz, eigentlich meine Eitelkeit, war gereizt, und die gefälligen Huldigungen der jungen und alten Herren gaben mir nur zu viel Stoff zu Vergleichungen, die alle zum Nachtheile des wilden, kalten Theodor ausfielen.

Wir hatten bisher größten Theils auf dem Lande oder in einer Provincialhauptstadt gelebt. Tante Rombach fand es nöthig, mir die letzte Ausbildung in der Residenz zu geben. Hier, wo ungewohntes Geräusch und betäubende Freuden mich erst berauschten, dann eine ekele Leere in meiner Brust zurück ließen, lernte ich, wie eine Erscheinung aus einer besseren Welt, meinen Gemahl kennen. Seine edle, männlich schöne Gestalt, sein Anstand, seine milden Sitten, seine Kenntnisse wirkten in diesen Umgebungen doppelt auf mich. Ich unterschied ihn bald mit reiner Achtung vor dem ganzen Schmetterlingshaufen, der um die Neuangekommene flatterte; aber ich sah leider nur zu bald, daß sein Gefühl weit lebhafter war. Ich sah es, und diese Erkenntniß, anstatt mich zur Besonnenheit zu bringen, raubte mir die Unbefangenheit, machte mein Betragen seltsam, ungleich, und um so gefährlicher für ihn. Ich sah seine Liebe, ich

wußte, daß er mich nie besitzen konnte, ich klagte mich als die unschuldige Ursache seines Unglücks an; und der um meinetwillen Gekränkte ward mir noch theurer. Endlich entfloh in einer unseligen Stunde das Geständniß seiner Liebe den bebenden Lippen, und ich mußte den zerschmetternden Strahl ewiger Versagung und Trennung auf das schöne, mir ganz geweihte Herz schleudern. Er ertrug sein Unglück mit Standhaftigkeit, und verließ die Residenz bald darauf, um ebenfalls zu seinem Regimente zu gehen, das sich in Bewegung setzte.

Seine Abwesenheit gab mir einen Theil meiner Ruhe wieder, ich sah ihn wenigstens nicht leiden; aber Falkenberg sank immer tiefer und tiefer in meiner Meinung, denn er schrieb fast gar nicht, oder das trockenste Zeug. O wie ganz anders fühlte Thornstein für mich! Und ich mußte diesem für jenen entsagen!

Der Krieg begann. Einer der romantischen Zufälle im Soldatenleben brachte die beyden Nebenbuhler unerkannt zusammen. Sie wurden Freunde, ohne sich zu kennen; und als Falkenberg sich nannte, hatte Thornstein bereits den Nebenbuhler im Freunde lieben gelernt. Er verschwieg ihm sorgsam das unglückliche Geheim=

niß, und gab sich alle Mühe, eine hoffnungslose Leidenschaft zu bekämpfen. Theodor, unbekannt mit den Freuden und Qualen der Liebe, widmete sich mit rastloser Thätigkeit jeder Pflicht seines selbstgewählten Berufs; und ein halbes Jahr nach seiner Flucht hielt er sich in seiner ersten Schlacht so brav, daß der Chef seines Regiments, nicht sein Oheim, ihm unaufgefordert eine Fahne übergab. Nun war er Offizier. Das Regiment bezog eine sichere Stellung; er bath um Urlaub auf einige Tage. Der Wohnort seines Vaters war über drey Tagereisen von dem Standorte seines Regiments entfernt. Er ritt ununterbrochen fort, gönnte sich kaum einige Stunden Schlaf, und stürzte am vierten Tage bestäubt, athemlos, aber mit dem goldenen Portepee und dem Zeugnisse seines Chefs zu den Füßen seines Vaters. Befriedigter Stolz und väterliche Rührung siegten über jeden Groll. Wie hätte er dem Sohne zürnen können, der, um den Vater zu versöhnen, seine Gesundheit in dem überspannten Ritte auf's Spiel gesetzt hatte! Er wollte nichts, als Verzeihung, und die ward ihm im vollsten Maße.

Seine Zeit war genau zugemessen. Gern hätte er sich auch der Braut gezeigt; aber die

Residenz war zu fern, ein Brief vertrat die Stelle des persönlichen Besuches. Ach, warum mußte ich entfernt seyn? Warum sahen wir uns nicht in diesem letzten, in diesem einzigen Momente, der über unser beyderseitiges Schicksal ganz anders hätte entscheiden müssen? Die Tante hatte die Rückreise schon beschlossen gehabt, eine Kleinigkeit verzögerte sie — und Theodor kehrte zum Regimente zurück, ohne mich gesprochen zu haben. Ach Mathilde! Es gibt Lagen und Verkettungen im menschlichen Schicksale, von denen dem resignirenden Geiste nichts zu sagen übrig bleibt, als: Es hat so seyn müssen!

Mich verdroß diese getäuschte Hoffnung sehr. Meine geschäftige Phantasie hatte sich das Bild des schlanken braunen Knaben in der zierlichen Uniform recht hübsch gemahlt. Ich hätte ihn so gern als Offizier gesehen, so gern! War es Ahnung, Vorgefühl dessen, was durch dieses Versäumniß entstehen mußte? Sehnsucht war es nicht; denn ich liebte ihn nicht. Wie dürftig meine Phantasie gemahlt hatte, der immer nur das Bild des sechzehnjährigen Knaben vorschwebte, lernte ich erst später einsehen. Jetzt schmollte ich mit ihm, weil er so gar wenig Ungeduld hatte, seine Braut wieder zu sehen. Er kam beym Re-

gimente an. Thornstein, aus dem eigenen Gefühle überzeugt, der beneidete Glückliche müsse aus meinen Armen zurück kommen, empfing den Freund mit sichtbarer Trauer, und hörte halb mit Erstaunen, halb mit heimlicher Freude das Gegentheil. Dennoch beschloß er, strenge zu schweigen; aber seine Heiterkeit war dahin, seine Gesundheit litt unter dem ewigen Kampfe mit einer hoffnungslosen Leidenschaft. Da errieth und entriß ihm Theodors dringende Freundschaft das unglückliche Geständniß; und schon damahls dämmerte in der trauernden Seele des edlen Jünglings der erste Gedanke von dem Entschlusse, den er später mit so vieler Kraft ausführte. Die nächste Schlacht entschied das Schicksal der beyden Freunde und meines. Falkenberg sah seinen Freund mit einer Art von Verzweifelung den Tod suchen; er selbst entriß ihn zwey Mahl der drohenden Gefahr, die jener nicht sehen zu wollen schien. Endlich wurde Theodor selbst umringt, und lag bereits, verwundet und vom Pferde gesunken, am Boden; da hieb sich mein Gemahl wie ein Rasender zu ihm, stellte sich vor den Gefallenen, fing die Streiche auf, die jenen suchten, und sank endlich ohne Bewußtseyn auf seinen Freund nie-

der, der in der fürchterlichsten Verzweifelung den Geliebten um seinetwillen sterben sah, ohne etwas zu seiner Rettung thun zu können. Aber Thornsteins hartnäckige Gegenwehr hatte den Seinigen Zeit gegeben, heran zu dringen; sie zerstreuten den Schwarm der Feinde, und trugen die beyden Verwundeten in ein Zelt. Falkenberg war nicht bedeutend verletzt; er erhohlte sich schnell, und an dem langen, schweren Krankenlager seines Freundes reifte endlich, nicht ohne manchen Kampf mit seiner Pflicht als Sohn und der jugendlichen Neigung zu der Braut, die man ihm als schön und gut geschildert, und die er so lange als sein Eigenthum zu betrachten gewohnt war, der Plan, mich dem Freunde abzutreten. Sobald der Feldzug geendet war, nahm er Urlaub und reiste zu mir, um mich und seinen Vater mit seinem Entschlusse bekannt zu machen, und jedes Hinderniß zu überwinden, das seinen Plan hätte zernichten können, der ihm, je schwerer er ihm schien, je werther geworden war. Ach, das Größte, das Schwerste hatte er nicht geahnet!

Er kam an, er ließ sich bey mir melden, mein Herz schlug lebhaft, ich eilte ihm freudig entgegen. O Mathilde! Welche Überraschung!

Ich erstarrte, mein Fuß blieb am Boden hängen, glühender Purpur bedeckte mein Gesicht, meine aufgehobenen Arme sanken, und — verwirrt — verlegen — versagte mir jedes Wort des Willkommens. Ich hatte den schmächtigen, blühenden Knaben erwartet, das Gesicht voll kindischer Lebhaftigkeit, das klare helle Auge, den jugendlich aufgeschossenen Wuchs; und jetzt stand eine hohe, edle Gestalt vor mir, näher dem Manne als dem Jünglinge, die meine nicht unbedeutende Länge weit überragte, so, daß ich zu ihm empor sehen mußte. Das sonnenverbrannte Gesicht war bereits mit einer kleinen Narbe geschmückt, im dunkeln Auge glühte gehaltenes Feuer, Kraft und Würde war in jeder Bewegung, selbst in der ruhigen Stellung, in der er vor mir stand. Es war kein Knabe, es war ein Krieger, ein Held — und er war mein! Daß ich aber den Helden nicht umarmen, ihn nicht so behandeln dürfe, wie jenes Bild meiner Phantasie, das sagte mir ein scheues Gefühl; und so blieb ich stumm mit niedergeschlagenen Augen vor ihm stehen. Auch er schien betroffen und verwirrt; auch er hatte mehr gefunden, als er erwartet hatte — und er stand im Begriffe, mir auf ewig zu entsagen!

Welche Haltung ihm diese Gewißheit gab, wie sein seltsames, ungleiches, jetzt kaltes, jetzt verrätherisches Betragen auf mich wirkte, auf mich, die nach der Überraschung des ersten Augenblicks im süßen Bewußtseyn schuldloser Neigung sich ohne Zwang, ohne Ziererey ihm ganz hinzugeben bereit war, das brauch' ich Ihnen nicht zu schildern. Wir begriffen ihn nicht, weder sein Vater, noch die Tante, noch ich. Nur fühlte ich mit Schmerz, daß er nicht so gegen mich sey, wie er seyn sollte, wie ich es war; und die Tante prophezeyte uns, daß in seinem Herzen etwas vorgehe, und daß dieß nichts Gutes für uns seyn könnte. Wir hatten gehofft, ihn einige Wochen bey uns zu behalten. Kaum waren zehn Tage vergangen, so erklärte er uns, daß er schnell abreisen müsse. Ein Regimentsbefehl — Geschäfte — Gott weiß was! man sah dem Dinge das Mährchen auf den ersten Blick an. Wir ließen geschehen, was wir nicht ändern konnten. In der Abschiedsstunde nahm er mich allein in ein Zimmer; — es arbeitete sichtlich etwas in seiner Brust, ein Geständniß, das er jetzt zu thun, jetzt mit der größten Anstrengung zurück zu halten schien. Er bath mich, Glauben an ihn zu haben, ihn auch in der Ab-

wesenheit nicht zu vergessen, ihn nicht falsch zu beurtheilen. Er sagte mir, daß ich ihm sehr theuer sey, daß ihm an meiner Meinung von ihm sehr viel läge. — Es war das erste Mahl, daß ein solches Wort über seine Lippen kam. Ich fühlte mich tief bewegt, aber ängstlich. Ich drang in ihn, sich zu entdecken; denn es war mir gewiß, daß er etwas Großes zu sagen habe. Da wurde auf einmahl sein Blick düster und ernst, seine Haltung höchst feyerlich. Nein, Rosalie! sagte er darauf: Fordere das nicht — es ist unmöglich! — »Und nun« — Er hob die Arme empor, seine Stimme zitterte, seine Lippen bebten. »Noch bist du mein, meine Verlobte, mein Eigenthum!« Er umschlang mich fest, drückte mich an seine arbeitende Brust, preßte einen langen, heißen Kuß auf meine Lippen, riß sich los, und verschwand.

Tief und unauslöschlich blieb der Eindruck dieser Scene in meinem Gemüthe. Meine Tante, sein Vater schalten auf ihn, man erschöpfte sich in Muthmassungen über sein räthselhaftes Betragen; er war aber kaum zwey Tage fort, so kam ein Brief, der alles aufhellte. Falkenberg schilderte mir darin mit den Farben des freundschaftlichsten Enthusiasmus die Vorzüge seines

Freundes und seinen hoffnungslosen Zustand; er erzählte die Geschichte der Schlacht, er sagte mir, daß, da nur der Wille unserer Ältern und nicht eigene Neigung das Band zwischen uns geknüpft habe, da er ferner wisse, daß ich Thornstein bereits kenne, und nicht ganz gleichgültig gegen ihn wäre, er kein Bedenken finde, seine Ansprüche an mich aufzugeben, und mich zu bitten, den edelsten Mann, den er kenne, den Retter seines Lebens aus seiner Hand zum Gemahl anzunehmen, der sonst gewiß ein Raub der Verzweifelung seyn, und meinen Verlust nicht überleben würde. Dieß sollte der einzige Gebrauch seyn, den er von seinen Rechten an mich machte, und zugleich der größte Beweis, wie innig er mich achte, wie sehr er mein Glück wünsche. Er würde sich bestreben, seinen großen Verlust standhaft zu ertragen; wir beyde, mein Gemahl und ich, könnten nur gewinnen, und so bäthe er mich zuletzt, seiner nie ganz zu vergessen, seine Handlung nicht mißzuverstehen, und keinen Groll gegen ihn zu nähren.

Es ist unmöglich, die streitenden Empfindungen und überhaupt den Zustand, in dem ich während der Lesung dieses Briefes war, zu

schildern. Halb bewußtlos sank ich auf einen Stuhl — das unglückliche Blatt entglitt meiner Hand. Jetzt erst fühlte ich, daß — und wie heftig ich Falkenberg liebte. Meine Tante trat ein, sie sah meine Lage; ich konnte ihr nicht antworten, ich konnte nicht einmahl weinen. Sie nahm den Brief. Ihrem Geiste stellte sich die Sache schnell unter einer ganz andern Ansicht dar. Sie war längst unzufrieden mit Falkenbergs Betragen gegen mich gewesen; besonders hatte sie die Art, wie er sich die letzten Tage benahm, und sein schneller, unvorbereiteter Abschied beleidigt. Es war ihr nun ausgemacht, daß er vielleicht schon lange geheime Verhältnisse mit andern Mädchen oder Weibern gehabt habe, daß der Entschluß, eine Verbindung aufzugeben, die ihn drückte, ohne ihm Freuden zu versprechen, bereits in ihm gelegen, als er hier war, und daß die Unschlüssigkeit, ob er sich mündlich entdecken sollte oder nicht, ihm diese Ungleichheit des Benehmens gegeben habe. Es war etwas in meinem Herzen, das diesen Ansichten widersprach; widerlegen aber konnte ich sie nicht. Dazu fehlte es mir an Gründen; und ich weiß nicht, aus welchem tiefen Gefühle ich mich scheute, ihr die letzte Scene zu schildern. —

Es war mir, als würde sie vor solchen Ohren entweiht. Indessen gelang es ihr nach und nach, meine Eitelkeit, die sie so sehr zu nähren beflissen war, und selbst zuletzt meinen Stolz aufzuregen; sie ließ mich in dem Ganzen eine mit Thornstein abgeredete Comödie, und mich als das Opfer des Complotts sehen. Ich war gekränkt, mein Herz zerrissen; aber mein Stolz hielt mich aufrecht. Ich beantwortete Theodors Brief mit der größten Kälte, ich sagte ihm, daß ich seine Entsagung mit Freuden annehme, und sehr zufrieden über meine Freyheit sey. Was meine Verbindung mit Thornstein betreffe, darüber müßten die Zeit und seines Freundes Betragen entscheiden.

Falkenberg fühlte die schneidende Kälte dieses Tones, ein ungeheurer Schmerz zerriß seine Seele; aber er hatte geschworen, den Freund zu retten, und er hielt den Schwur. In einem wahrscheinlich erdachten Geschichtchen entdeckte er ihm, daß seine Verbindung mit mir ganz aufgehoben, und meine Hand so frey sey als mein Herz. Thornstein, der keine Ahnung von dem Eindrucke gehabt hatte, den ich beym letzten Besuche auf den unglücklichen Freund machte, und der Falkenbergs Verhältniß zu mir nie

anders als wie ein Familienarrangement ansah, lebte bey dieser Nachricht auf; und dieser Anblick war die erste und einzige angenehme Empfindung, die Theodors edles Opfer vergalt. Die Ärzte fanden es nothwendig, daß Thornstein nach der Residenz gehe, um ganz geheilt zu werden; denn tiefe Wunden des Körpers und mehr noch der Seele hatten seine Gesundheit so herunter gebracht, daß ein schleichendes Fieber seinem Leben zu drohen schien. Freudig nahm er diesen Rath an, von dem er so vieles hoffte; und ich sah ihn wieder.

Im ersten Augenblicke wandte eine widrige Empfindung mein Herz um; aber die Todtenblässe seines Gesichts, die sichtbare Erschöpfung seiner Kräfte, das gänzliche Hinwelken dieser einst so schönen, edlen Gestalt sprachen laut für ihn, und widerlegten jeden kleinherzigen Zweifel meiner Tante. Ich war geliebt, ich war es unstreitig, heiß, treu und ewig. So viel Liebe verfehlte auch ihr Ziel nicht; meine Achtung vermehrte sich durch die Berichte anderer Offiziere und Zeugen jener Schlacht sowohl, als der innigen Freundschaft zwischen ihm und Theodor. Ganz unverdächtige Beweise der Reinheit seiner Absichten, und der Gedanke, der nie noch ein

Mädchenherz verfehlt hat, daß alle diese Schmerzen, diese Wunden, diese Verzweifelung, die den Tod suchte, um meinetwillen entstanden waren, das alles rührte endlich mein Herz; vielleicht mischte sich auch heimlicher Trotz gegen Theodor ein. Thornstein nahm seinen Abschied, denn seine Gesundheit erlaubte ihm nicht mehr zu dienen; und in sechs Monathen ward ich sein Weib.

Funfzehn Jahre sind seit dem verflossen. Noch nie, noch keine Stunde lang habe ich Ursache gehabt, meine Wahl zu bereuen; aber Mathilde, die Theodorn kennt, wird mich nicht mißdeuten, wenn ich ihr sage, daß das Gefühl, welches mich sanft und innig an Thornstein zog und jetzt noch fest hält, und jener Blitz, der bey Theodors Wiedersehen mein Innerstes durchzuckte — zwey ganz verschiedene Wirkungen desselben Strahles gewesen sind.

Hier endigte das Manuscript. Mathilde hatte schon lange zu lesen aufgehört. Leise Thränen flossen ihr unbewußt über die Wangen, sie saß bewegungslos auf dem Sopha zurück gesunken; aber was in ihrer Seele vorging, war ganz das Gegentheil dieser scheinbaren Ruhe. Da trat Rosalie ein. Mathilde eilte ihr entge-

gen; sie sank ihr weinend in die Arme. Die Gräfinn sah betroffen die Spuren der tiefen Erschütterung, die jene Blätter in ihrer jungen Freundinn hervorgebracht hatten. Beynahe bereuete sie die allzu große Wärme, mit der sie von dem Jugendgeliebten gesprochen hatte; aber es war zu spät, sie konnte nicht auf dem Abhange stehen bleiben. Mathilden blieb noch viel zu fragen übrig, und sie säumte nicht, in Rosalien zu dringen; diese mußte antworten, und so erfuhr sie Falkenbergs ganze Geschichte.

Sobald Falkenberg allein war, fuhr die Gräfinn fort, und der Anblick des geretteten Freundes ihn nicht mehr zu hohen lohnenden Gefühlen entzückte, fielen die Größe seines Verlustes und alle Folgen davon lastend auf sein Herz. Jetzt sah er erst ein, was er gethan, was er unternommen hatte; und es brauchte weit mehr Kraft, das Opfer zu vollenden, als es zu bringen. Sein Vater war äußerst gegen ihn aufgebracht; das härteste Urtheil, der Tadel der ganzen Welt, traf ihn um der vermeinten Treulosigkeit willen. Er trug alles, ohne nur mit einem Laute zu verrathen, was die Triebfeder seiner Handlung gewesen war. Aber sein zerrissenes Herz, sein unterliegender Geist

bedurften Erhohlung, Nachlassung von so vielen Kämpfen und Anstrengungen. Er suchte sie in den wilden Zerstreuungen des Lagers; er spielte, er verlor ungeheuer, stürzte sich in böse Händel, duellirte mehr als Ein Mahl. Sein Vater, seine Angehörigen jammerten über die Verwilderung, über die Zügellosigkeit des verkannten Unglücklichen; man pries mich glücklich, seinen Händen entgangen zu seyn. Mein Verstand stimmte diesen Tröstungen bey, und mein noch blutendes Herz fühlte sich auf's neue davon zerrissen; denn es war eine Stimme in mir, die allen diesen Vernünftigkeiten laut widersprach.

So vergingen zwey Jahre. Am Ende derselben wurde Falkenbergs Vater gefährlich krank; man sah seinem Ende entgegen. Thornstein schrieb an den Sohn; dieser eilte, von Reue und Liebe getrieben, an das Sterbebett seines Vaters. Er wollte ihn nicht vor sich lassen; ich und mein Gemahl bewirkten so viel, daß er ihn zu sehen einwilligte. Der Anblick des sterbenden, noch nicht versöhnten Vaters, der Gedanke, ihn mit einer unrichtigen, schmerzenden Vorstellung scheiden zu lassen, erschütterte Theodorn. Seine Vorsätze stürzten zusammen, er

bekannte alles. Der gerührte Greis vergab ihm gern und schnell; ihm war's, als wäre ihm auf dem Todbette der geliebte, einzige Sohn noch ein Mahl geboren worden — und aller Bitten desselben ungeachtet mußten ich und Thornstein gerufen, und uns das Geheimniß der Tugend, der Großmuth mitgetheilt werden.

Rosalie hielt hier inne. Es schien, als wollte sie sich sammeln um das, was jetzt kam, zu erzählen. Endlich, indem sie die schönen Augen zum Himmel hob, in denen jetzt noch Thränen zitterten, sagte sie: O mein Gott, welche Zusammenkunft! Falkenberg stand vor mir, wie ein Halbgott, mein Mann sank zu seinen Füßen. Das vollendete die schmerzliche Empfindung dieses Auftrittes. Ich fühlte meine Sinne schwinden. Als ich zu mir selbst kam, sah ich mich in einem andern Zimmer unter den Händen meiner Frauen. Meines Mannes Zartgefühl hieß ihn meinen Anblick in diesen Augenblicken meiden, ich sah ihn erst am folgenden Morgen wieder, als der alte Falkenberg todt, und sein Sohn auf dem Wege zu seinem Regimente war. Die feine Schonung, das edelmüthige Schweigen meines Mannes würden ihm jetzt mein Herz gewonnen haben, wenn ich ihn

nicht schon früher hätte innig achten und lieben müssen. Das Andenken des edlen Freundes ewig zu ehren, wurde nun das Bild gemahlt, das Sie gestern so überrascht hat, und dieser neue Beweis der Dankbarkeit, der tiefen Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute in Thornsteins Herzen sicherte mir mein häusliches Glück auf immer.

Mein Freund hatte dem Vater geschworen, keine Karte mehr anzurühren. Er hielt diesen Schwur wie jeden; aber um dem Spotte seiner Cameraden auszuweichen, verließ er, da der Krieg ohne dieß zu Ende war, den Dienst, und ging nach Frankreich, wo eben ein schimmerndes Phantom von bürgerlicher Freyheit und einem verbesserten Zustande des Menschengeschlechts die edleren Geister und Herzen electrisirte. Er fand nicht, was er gesucht hatte, und verließ Europa, um in einem andern Welttheile sein Ideal verwirklicht zu sehen. Nach vier Jahren kam er zurück. Sein erster Weg war zu uns. Heiter und froh, wie in den glücklichen Tagen unserer früheren Jugend, sank er in meines Mannes Arme. Sein Herz hatte einen Gegenstand gefunden, der es nun und immer lebendiger beschäftigte. Eine junge Emigrirte, die Witwe ei-

nes Marquis, der unter der Condéschen Armee gefallen war, und die Falkenberg auf eine romantische Art hatte kennen lernen, hatte durch ihre blendende Schönheit seine Augen bezaubert, durch ihr Betragen, durch ihr Unglück, durch tausend Künste seine Phantasie umstrickt. Er liebte mit eben der glühenden Leidenschaft, mit der er alles ergriff, und war entschlossen, Emilien, so hieß die Witwe, zu heirathen. Seine Familie, alle seine alten Freunde widerriethen ihm diesen Schritt; man hatte Erkundigungen über sie eingezogen, die gar nicht günstig lauteten. Ihr Ruf war mehr als zweydeutig. Man zweifelte, ob sie je mit dem Marquis verheirathet gewesen war. Es war unmöglich, Falkenberg zu überzeugen; Emilie wußte mit schlauer Kunst jeden Verdacht zu entkräften, jeden bedenklichen Umstand zu ihrem Vortheile zu kehren.

Und Sie, Gräfinn? fiel Mathilde schüchtern ein.

Ach! antwortete diese: Hier kann ich mich nicht von aller Schuld frey sprechen! Zu mir flüchtete Falkenberg, wenn die Andern ihn schonungslos verfolgten; mir allein vertraute er, indeß sein Herz sich allen seinen Freunden ver-

schloß. War es Schwäche, war es Eitelkeit; ich betrachtete die Sache aus einem andern Gesichtspuncte. Ich wußte nur zu gut, wie viel Macht Falkenbergs fester Sinn über ein junges, liebendes Gemüth haben konnte, und überzeugt, welch einen Schatz er in seinem reichen Herzen trug, war es mir mehr als wahrscheinlich, es war mir gewiß, daß ihn Emilie aufrichtig liebe, und aus Liebe zu ihm manchen Fehler, manche Schwäche, die vielleicht die Welt in einem zu schwarzen Lichte sah, ablegen würde. Ich rieth ihm nicht ernstlich genug ab, ich ließ mich von meinem und seinem Herzen hinreissen; und er heirathete Emilien, um sich in zwey Jahren darauf, als ihm die Augen schrecklich geöffnet, und ihre Ehre unwiederbringlich zernichtet war, öffentlich von ihr scheiden zu lassen. Seitdem haßt er sie eben so heftig, als er sie einst liebte; er hat ihr ausdrücklich verbothen, seinen Nahmen zu führen, und man darf ihrer nicht in seiner Gegenwart erwähnen. Wenn ich Ihnen aber auch alle die Ränke, womit sie sein edles, keines Mißtrauens fähiges Herz umstrickte, und die Niedrigkeiten erzählen wollte, zu welchen sie aus seinen Armen herab sank — so würde selbst die Wuth, in die ihn die bloße

Erwähnung dieser Person versetzt, Ihnen nicht so anstößig scheinen.

Er hat ja eine Tochter von ihr, sagte Mathilde. Ist es wahr, daß er sie von einem Dorfschulmeister erziehen läßt?

Ach! antwortete die Gräfinn: Haben Sie das Mährchen auch gehört?

Ihre Tante —

Daran erkenne ich sie. Meine Tante, liebe Gräfinn, ist verständig, sie ist auch gut; denn sie sieht ein, daß man gut seyn müsse, um nicht geflohen und gefürchtet zu werden. Aber sie ist eine von jenen Personen, die ihre Vernunft so gern zur Richtschnur für die ganze Welt machen möchten und es nicht verzeihen können, wenn man einer andern Überzeugung folgt, als der ihrigen. Falkenberg hatte sie schon schwer durch den Bruch mit mir beleidigt; aber daß er wider ihren ausdrücklichen Rath, Trotz einiger Briefe, die sie ihm, ihres Grolles vergessend, in Rücksicht Emiliens schrieb, dieser doch seine Hand gab, das hat sie ihm nie verzeihen können, und nun glaubte sie auch das albernste Zeug, wenn es nur zu seinem Nachtheile ist. Albertine ist ein liebenswürdiges Ge-

schöpf, und ihr Erzieher ein alter, bewährter Freund Falkenbergs, der auf einem von seinen Gütern mit seiner Familie und Falkenbergs Tochter lebt; denn der Vater wollte sie nach den traurigen Erfahrungen, die er gemacht hatte, fern von der Ansteckung und Verführung der Stadt erziehen lassen. Übrigens war dieser Freund einst Director oder Vorsteher einer Erziehungsanstalt. Da haben Sie also nun das Wahre von der ganzen Sache.

Und wie lebt denn Falkenberg selbst?

Nach der Trennung von Emilien warf er sich in den Strudel der Welt, er suchte Geschäfte, betrieb sie mit Eifer und Auszeichnung, und bekleidete sogar ein paar Gesandtschaftsposten; aber nirgends fühlte er sich an seiner Stelle. Er lernte die Menschen immer näher kennen, und achtete sie immer geringer. Sein Leben hatte keinen Zweck, keine Einheit mehr. Er riß sich aus dem Wirbel heraus, und machte große Reisen. Das Gute, was er hier und dort fand, ahmte er auf seinen Gütern mit Kraft und Erfolg nach. Das ist jetzt sein Geschäft. Er reiset beständig umher, bringt bald hier, bald dort einige Wochen zu, am meisten

auf Falkenberg selbst, wo seine Tochter lebt, erscheint plötzlich wie ein Blitz auf einem seiner zahlreichen Güter, wo man ihn am wenigsten vermuthet, sieht überall selbst nach, betreibt Öconomie und Schulen, Armen- und andere Anstalten mit rastlosem Fleiße, lohnt fürstlich, aber straft auch mit unerbittlicher Gerechtigkeit. Diese Art zu leben, so zerreissend sie für sein Herz ist, das so warm und innig fühlt, und manches Bedürfniß hätte, das ihm sein Schicksal grausam versagt hat, erhält seine Beamten und Untergebenen in stäter Thätigkeit und Furcht, weil sie nie vor einem Überfalle sicher sind. So wird unter seinem gewaltigen Geiste alles gut, was er beginnt; nur in seiner Brust wohnt kein Friede.

Hier endigte Rosalie ihre Geschichte, an deren Schlusse sie ihres ersten Vorsatzes wieder vergessen und mit steigender Wärme von ihrem Freunde gesprochen hatte. Das, was sie besorgt hatte, war längst schon geschehen. Der Eindruck in Mathildens Seele stand fest und unauslöschlich. Diese Festigkeit des Sinnes, diese Willenskraft, selbst das Stürmische, Gewaltsame in Falkenbergs Handlungsweise reizte

sie unwiderstehlich, und vollendete, was der erste Anblick begonnen hatte. Sie liebte ihn, und sie war es sich deutlich bewußt, daß sie nur mit ihm allein glücklich seyn würde. Aber sie verbarg ihr Gefühl sorgfältig; denn sie bemerkte wohl, daß Rosalie seit dieser Unterredung jeder Gelegenheit auswich, wo Falkenbergs Nahme hätte genannt werden können. Rosalie sah nun das Unheil, das sie gestiftet zu haben glaubte, und erschreckt durch Mathildens Leidenschaft für einen Mann, der nie der ihrige werden konnte, und der — das hatte Rosalie aus seinen Briefen geschlossen — sie, Trotz seiner Jahre, mit allem Feuer seiner stürmischen Jugend zu lieben schien, nahm sie sich vor, ihrerseits nicht das Geringste mehr zu thun, was die unselige Empfindung nähren könnte.

Mathildens Herz bedurfte dieses Behelfes nicht; es fand in seinen Tiefen, in seinen Erinnerungen und in dem Schlüssel, der ihr den Eingang zum Cabinette öffnete, alles, was sie bedurfte, um die heilige Flamme zu nähren, an der sie ihr Leben sich gern verzehren sah. Täglich saß sie nun, unter dem Vorwande, das Madonnenbild zu copiren, vor Falkenbergs

Bild; ihr Blick verlor sich in den geliebten Zügen, er faßte sie heiß und fest auf, und die Hand zauberte sie auf's Pergament. So besaß sie bald sein Porträt, und verwahrte es in geheim als den kostbarsten Schatz, indessen das Madonnenbild, das sie auch daneben gezeichnet hatte, gezeigt wurde, und vollen Beyfall erhielt.

Die Zeit zur Abreise kam nun heran; Gräfinn Rombach kehrte in die Stadt zurück. Mathilde schied ungern von Rosalien; sie versprachen sich zu schreiben. Eine schöne Periode in Mathildens Leben war nun vorbey; es kamen düsterere Tage. Sie waren kaum in der Stadt angekommen, als zwey junge Männer, die schon vorher Mathilden ausgezeichnet hatten, sich jetzt bestimmt um sie bewarben. Es waren artige, gesittete Leute, und beyde konnten für ein ganz armes adeliches Fräulein, dem keine Aussicht, als Heirath oder ewige Dienstbarkeit bevor stand, sehr vortheilhafte Partien genannt werden. Der Erste wandte sich unmittelbar an Mathilden selbst. Ein Grauen überfiel sie bey seinem Antrage; sie überlegte nicht lange, und sagte bestimmt ihr unwiderrufliches Nein.

Der Zweyte war klüger; er kannte die Verhältnisse besser, und machte Gräfinn Rombach selbst zu seiner Freywerberinn. Geschmeichelt durch das Zutrauen des jungen Mannes, und froh, in dem Schicksale zweyer anderer Personen die schaffenden Hände zu haben, ergriff sie den Vorschlag mit Vergnügen, und zweifelte nicht an einem günstigen Erfolge, wenn sie diese glänzende Versorgung, angebothen von der Hand eines hübschen Mannes und unterstützt durch ihr Ansehen, in die Augen des armen Mädchens schimmern lassen würde. Aber die stolze Rechnung betrog sie. Mathilde bath sich Bedenkzeit aus. Sie prüfte vorsichtig, sie überlegte genau; aber sie fand zuletzt, daß es unredlich wäre, die Hand und die Reichthümer eines Mannes anzunehmen, den man nie lieben zu können schon im voraus gewiß war.

Die Gräfinn war äußerst aufgebracht; sie forderte die strengste Rechenschaft von Mathilden über die wahren Ursachen ihrer Weigerung. Diese blieb standhaft und gelassen bey diesem einzigen, allumfassenden Grunde. Die Gräfinn wollte auch hiervon eine Ursache wissen; Mathilde konnte keine angeben, sie berief sich auf

ihr Gefühl. Nie bekannt mit dieser leisen Sprache des Herzens und seinen stillen Bedürfnissen, verwarf die Gräfinn streng eine solche Antwort, die ihr nichts als eine leere Ausrede schien. Mathilde hatte nun einen harten Stand, täglich mußte sie eine Art von Examen ausstehen; und obwohl die Gräfinn nichts erfuhr, hatte sich doch die Meinung unumstößlich bey ihr fest gesetzt, daß eine ältere Verbindung, die sich Mathilde zu bekennen scheute, die wahre Ursache dieser hartnäckigen Weigerung sey.

Ihr Leben wurde ihr jetzt sehr unangenehm. Beleidigt durch Mathildens Eigensinn und Unverstand, wie sie's nannte, behandelte die Gräfinn sie erst kalt, dann geringschätzig, dann beynahe unartig. Mathildens Stolz ertrug das nicht länger; sie schämte sich vor ihrem eigenen Bewußtseyn, vor Falkenbergs Andenken, daß sie um besserer Nahrung und einiger Gemächlichkeiten willen solche Begegnung dulden könnte. Sie war sich mancher Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten, mancher künstlerischen Fertigkeit bewußt, und fühlte Muth und Kraft genug, für sich allein zu bestehen, und alles zu ertragen, was eine beschränkte Lage Schweres ha-

ben könnte, wenn sie ihr nur Freyheit gab. Sie beschloß, das Haus der Gräfinn zu verlassen, zu einer alten Bekannten auf's Land zu gehen, und dort, still und abgeschieden, von ihrer Arbeit zu leben. Dieser Entschluß gab ihr eine Freudigkeit, die sie lange nicht gefühlt hatte — sie dachte an Falkenberg; sie war überzeugt, daß er ihn billigen würde, er, der, um das Gute zu erreichen, das seinem begeisterten Sinne vorgeschwebt hatte, so viel zu entbehren und zu ertragen fähig gewesen war, und — sie kündigte ihn der Gräfinn an.

Man war erstaunt und beleidigt, aber man ließ sie unaufgehalten gehen; und mit heiterem Sinne, mit fester Zuversicht auf eigene Kraft und die lenkende Vorsicht, kam sie in ihrem neuen Wohnorte an. Es war ein stilles Dorf in einem anmuthigen Thale; die Amtmänninn, Madame Wende, war bey der alten Gräfinn von Retting Kammerjungfer gewesen, und nahm die Tochter ihrer ehemahligen Gebietherinn und Wohlthäterinn mit Freuden auf. Hier richtete sich Mathilde in einem netten Stübchen, das die Aussicht auf Berg und Wald hatte, ein, und ward bald einheimisch in der einfachen, treuen Familie.

Von Falkenberg hörte sie gar nichts mehr. Überzeugt von dem Werthe seines Charakters, war jene Idee, die sie einst so schmerzlich empört hatte, der Verdacht wilder, unedler Leidenschaft, verschwunden; daß es aber Liebe zu ihr war, die damahls aus seiner Brust hervor brach, — das — wagte sie nicht zu glauben. Wie konnte Liebe so kalt, so schnell, so ganz verlassen, ohne ein freundliches Zeichen, ohne eine wenn auch noch so leise Erinnerung? Mehr als ein Jahr war verflossen, seit sie ihn das letzte Mahl gesehen hatte, und dieß letzte Mahl in welchem bedeutenden Momente! Entweder also war es nur Dankgefühl, Wohlwollen, Überraschung, was ihn so stürmend zu bewegen schien, oder er hatte sie geliebt und die Kraft besessen, sich ihr auf ewig zu entziehen. In beyden Fällen war er für sie verloren. Sie glaubte völlig ruhig darüber zu seyn, weil sie nie eine Hoffnung genährt hatte; aber sie wußte eben so bestimmt, daß nie wieder ein Mann diesen Eindruck auf sie machen würde, daß das Loos über ihr Leben gefallen war.

Ihre liebste Beschäftigung, wenn sie bey ihrem angestrengten Fleiße Zeit zum Vergnügen

für sich erobern konnte, war das Zeichnen. Sie hatte Falkenbergs Porträt copirt, sie führte es in mehreren Situationen aus, die sie aus seiner Geschichte nahm. Besonders war ihr die Scene in der Schlacht gelungen; und überzeugt, daß hier kein Mensch den Grafen persönlich kenne, wagte sie es, dieses Stück nebst noch ein paar anderen in ihrem Cabinette aufzuhängen. Übrigens arbeitete sie mit der größten Anstrengung; denn sie sah bald nicht ohne Kummer ein, daß der Entschluß, von ihrer Hände Arbeit zu leben, wie so mancher andere, leichter zu fassen als auszuführen sey. Nur kärglich nährte sie ihr Fleiß, und nur ihre Genügsamkeit, ihre heitere Ergebung hielten ihren Muth aufrecht. Oft dachte sie mit Kummer an die Zukunft; aber so dunkel auch diese ihr entgegen starrte, stand doch der Entschluß fest, lieber alles zu entbehren, oder selbst das Joch der Dienstbarkeit wieder auf sich zu nehmen, als einem Manne die Hand zu geben, den sie nicht über alles achten konnte. Und wen konnte sie das, seit sie Falkenberg hatte kennen lernen?

So einsam sie lebte, hatte selbst diese Zurückgezogenheit, ihr Fleiß, noch mehr aber ih-

re Gestalt Aufmerksamkeit erregt. Ein reicher Pächter, der keine Vorstellung von ihrem Stande hatte, und sie nur für ein armes, emsiges Mädchen hielt, die er recht gut als oberste Dienstmagd in seiner Wirthschaft brauchen könnte, hielt um ihre Hand an. Sie schlug ihn aus; und der Korb, den der reichste Mann in der Gegend von einem Mädchen, das sich durch ihre Arbeit erhielt, bekommen hatte, machte Aufsehen. Ein junger Edelmann, der in der Nähe auf seinen Gütern lebte, hörte davon; er wollte das Mädchen kennen lernen, das so viel höher dachte, als die andern ihres Geschlechts. Er sah Mathilden, und fühlte, daß auch er höher als seines Gleichen denken, und das arme Mädchen zu seiner Frau machen könnte, wenn sein Vater einwilligte. Ein Zufall entdeckte ihm ihren Stand. Nun war das größte Hinderniß gehoben. Er bewarb sich um sie ziemlich öffentlich und gerade, man sprach mit Mathilden darüber; sie hörte nichts als Gutes von dem jungen Baron von Mitterau. Er war wohl gebildet, verständig, gut, reich, er liebte sie; alle Menschen, selbst ihre eigene Vernunft sagten ihr, wie vortheilhaft diese Verbin-

dung wäre. Er war fast täglich bey dem Amtmanne im Hause; die ganze Gegend sah die Heirath als eine ausgemachte Sache an. Mathilde zitterte, wenn sie daran dachte, daß sie sich bald und bestimmt werde erklären müssen. Sie konnte nichts gegen den Baron einwenden, als daß er nicht das Ideal ihrer Brust war, und sie dachte mit Schauer und Grauen an die Möglichkeit, seine Frau zu werden. Sie kämpfte mit sich selbst, sie schalt sich eine Thörinn, eine Schwärmerinn; aber aus allem diesem Streite ging doch kein Sieg hervor. Zuletzt erlag ihre Gesundheit, die schon lange von stiller Sehnsucht und mancher nagenden Sorge für die Zukunft untergraben worden war; sie wurde ernstlich krank, und des Arztes bedenkliche Mienen ließen sie errathen, daß er eine Auszehrung fürchte. Begierig ergriff sie diese Ansicht, und nun, alles Kummers für die Zukunft überhoben, schlug sie Mitterau's Bewerbung bestimmt aus. Er zog sich höchst beleidigt zurück; aber überzeugt, daß der Grund von Mathildens Abneigung nicht in ihm liegen könne, suchte er sehr emsig außer sich darnach, und glaubte ihn endlich gefunden zu haben. Er

war im Anfange von Mathildens Kränklichkeit ein paar Mahl in ihrem Zimmer gewesen, er hatte ein Schlachtstück, und ein anderes gesehen, wo ein junger Offizier am Bette eines kranken Greisen steht, während ein anderer junger Mann ihm zu Füßen fällt, und ein Frauenzimmer neben dem Bette in Ohnmacht sinkt. Der stehende Offizier, unstreitig die Hauptperson in beyden Zeichnungen, eine edle, bedeutende Figur, glich ganz dem einen Verwundeten, der in der andern Zeichnung neben seinem Pferde auf der Erde lag. Mitterau hielt es also für ausgemacht, daß Mathilde eine heimliche Liebe nähre, und sein Nebenbuhler Offizier sey. Diese Neuigkeit lief bald in der Gegend umher; der reiche Pächter hörte sie ebenfalls, und fand seinen Korb, den er vorher gar nicht hatte begreifen können, jetzt sehr erklärbar. Alles, was man von dieser Entdeckung hörte, vereinigte sich, um Mathilden eine Romanenheldinn, eine Närrinn zu nennen, die um einer ungewissen Aussicht willen so vortheilhafte Anträge ausschlug; denn daß der Offizier so arm sey wie sie, oder nicht im Stande zu heirathen, das setzte jedermann als ausgemacht voraus.

Nach und nach erhohlte sich Mathilde wieder gegen alle Aussprüche des Arztes; aber ihre Lage wurde immer bedenklicher. Die Krankheit hatte ihre kleine Casse erschöpft, die Schwäche, die sie zurück ließ, hinderte sie am Arbeiten; sie sah einer traurigen Zukunft entgegen. Da siegte die Vernunft über ihren Stolz; sie entdeckte ihre hülflose Lage dem Arzte, der viele Bekanntschaften hatte, und bath ihn, ihr in einem anständigen Hause eine Unterkunft, wenn auch als Kammermädchen oder Wirthschafterinn, zu verschaffen. Der Arzt schien verwundert, er sprach mit ihr von Mitterau's Liebe; sie erklärte bestimmt, daß ihr Entschluß gefaßt sey, und die Dienstbarkeit keine so schreckende Vorstellung für sie wäre, als der Gedanke, unauflöslich mit einem Manne verbunden zu seyn, gegen den sie nicht die innigste Liebe und die unbegrenzteste Achtung fühlen könnte. Der Arzt zuckte die Achseln über diese Äußerung, er glaubte hierin nichts als die Sprache eines Romans und die Wirkung eines thörichten Eigensinnes zu sehen; indessen versprach er ihr, sich ihre Bitte angelegen seyn zu lassen, und er hielt Wort.

In Mathildens Nähe, in der kleinen Stadt, wo der Arzt lebte, hatte sich seit einem Jahre eine Dame nieder gelassen, deren ganze Existenz etwas Räthselhaftes schien. Sie nannte sich Gräfinn St. Marc, zeigte in ihren vorgerückten Jahren noch Reste einer außerordentlichen Schönheit, und in ihrem Innern ein seltsames Gemisch von Eitelkeit, Gefallsucht und Bigotterie, hinter welchen allen ein von Gram und Reue zerrissenes Herz durchblickte. Übrigens war sie dem Ansehen nach reich; sie lebte auf einem sehr anständigen Fuße, machte das erste Haus in dem Städtchen, und da sie sehr kränklich war, ging der Arzt täglich bey ihr aus und ein. Die Gräfinn war ihm sogleich eingefallen; sie brauchte Zerstreuung, Gesellschaft. Er sprach mit ihr von Mathilden, und sie schien nicht abgeneigt, das sehr gebildete, artige, bescheidene und unglückliche Mädchen, wie es geschildert wurde, zu sich zu nehmen. Aber ihr Zustand verschlimmerte sich plötzlich so sehr, daß keine Rede mehr von einem solchen Projecte seyn konnte; der Arzt, der wirklich Theil an Mathilden nahm, sah mit Verdruß den Plan, den er für sie gemacht hatte, seinem

Scheitern nahe, und war froh, daß er dieser noch nichts davon gesagt und keine Hoffnungen erregt hatte.

Ein paar Wochen darauf bekam Mathilde einen Brief von Rosalien, worin sie ihr meldete, daß die Gräfinn von Falkenberg vor kurzen gestorben sey. Die Unglückliche, schrieb Rosalie, erkannte in ihren letzten Stunden ihr Unrecht, sie verlangte sehnlich, ihren Gemahl und ihre Tochter noch ein Mahl zu sehen; und ich mußte ihm den Wunsch der Sterbenden vortragen. Glühender Haß und Mitleid kämpften lange in seiner Seele; endlich siegte das bessere Gefühl. Er reisete mit Albertinen auf der Stelle zu ihr; und sie starb zerknirrscht von Reue, aber ruhig in seinen Armen. Ernster und düsterer als je, setzte sie am Schlusse des Briefes hinzu, kam mein unglücklicher Freund von dem Sterbebette seiner Gemahlinn zu uns zurück. Unmöglich kann Trauer um sie, die er im eigentlichen Sinne haßte, sein Herz bewegen, noch weniger ein Gedanke von Reue oder ein Vorwurf über sein Betragen gegen sie ihn quälen. Trotz seines gerechten Zornes gegen sie hat er sie mit Edelmuth behandelt; und überhaupt

ist Falkenberg nicht fähig, irgend jemanden unwürdig zu begegnen. Daher ist mir sein Tiefsinn unerklärbar; und wir sinnen vergebens darauf, ihn zu zerstreuen, da wir seine Quelle nicht kennen, und Fragen bey ihm vergeblich sind. Von Ihnen, geliebtes Mädchen, hoffe ich die einzige Aufklärung, die wir erhalten können. Die Gräfinn Falkenberg hat unter dem Nahmen Gräfinn St. Marc in Ihrer Gegend gelebt. Der Arzt oder Geistliche, der ihr in ihren letzten Stunden beystand, ist Ihnen gewiß bekannt; es wird Ihnen nicht schwer seyn, zu erfahren, ob und was vielleicht an ihrem Todbette vorging, das diesen Eindruck auf unsern Freund gemacht hat, u. s. w.

Zitternd, tief erschüttert hielt Mathilde den inhaltvollen Brief in der Hand. Falkenberg war frey! Er war in ihrer Nähe gewesen, er mußte um ihren Aufenthalt wissen — und er war fort, ohne sie gesehen zu haben! Das fiel mit zermalmender Kraft auf ihr wundes Herz. So bin ich ganz — ganz vergessen! rief sie. Er ist frey, und vermeidet mich doch! Sie versank in dumpfes Nachsinnen. Als sie nach langer Zeit daraus erwachte, stand sie schwankend

auf, löste sein Porträt, das sie stets im Busen trug, langsam ab, nahm die Gemählde von der Wand, und verschloß schweigend, ohne Thräne, ohne Klage alles in einen Schrank, den sie selten zu öffnen pflegte.

Drey trübe Tage schlichen bleyern und langsam dahin. Mathilde hoffte und fürchtete nichts mehr. Falkenberg hatte sie vergessen, oder er hatte sie nie geliebt! Sie beantwortete Rosaliens Brief kurz und ernst, indem sie ihr schrieb, daß sie nie eine Ahnung davon gehabt hatte, wer diese Gräfinn St. Marc gewesen wäre, daß sie sie kaum gekannt habe, und daß es ihr beynahe unmöglich seyn würde, etwas von den Umständen ihres Todes zu erfahren. Von Falkenberg, von seiner Anwesenheit, von ihren Empfindungen schwieg sie ganz. Der Brief ging ab. Mathilde nahm sich vor, nicht Einen Schritt zu thun; sie betrachtete die Sache wie etwas, das ganz und auf immer abgethan seyn müßte, und ergab sich in ihr Schicksal. Am dritten Tage kam ein Brief; es konnte keine Antwort von Rosalien seyn. Die Hand war ihr unbekannt; ein prächtiges Siegel mit einer Grafenkrone machte sie aufmerksam. Ihr ward ban-

ge, ohne daß sie wußte, warum; sie schlug den Brief aus einander, sah nach der Unterschrift, und sank mit einem Schrey, Falkenberg! auf einen Stuhl. Der Brief war von ihm.

Es bedurfte einiger Zeit, bis sie sich gefaßt und auf alles vorbereitet hatte — auf alles, auch das Schlimmste, was der Brief enthalten konnte. Sie las.

Falkenberg meldete ihr mit anständigem Ernste den Tod seiner Frau; dann kam er auf seine jetzige Lage. Er äußerte den Wunsch, für den Herbst seines Lebens einen Schatten jener Freuden zu genießen, die ihm sein Schicksal im Frühlinge und Sommer desselben mißgönnt hatte. Er wollte seine Tochter zu sich nehmen, er wollte das einzige Wesen, das er auf Erden sein nennen konnte, mit festen Banden an sich binden, und in ihrer kindlichen Liebe das Glück zu finden suchen, das ihm auf keine andere Art werden konnte. Albertine war neun Jahre alt; sie bedurfte einer ausgebildeten Erziehung, einer Leitung von weiblicher Hand, und vor allen eines Beyspiels von weiblicher Würde und Vollendung, wornach ihr jugendlicher Geist sich unbemerkt bilden könne. In Mathilde glaub-

te er alles vereinigt zu finden, was er seiner Albertine wünschte. Wenn sie sich nun entschließen könnte, die Erziehung des Kindes zu übernehmen, so würde es ganz von ihrer Willkür abhängen, ob sie mit dem Kinde in seinem oder in einem abgesonderten Hause, ob sie in der Stadt oder auf dem Lande, und auf welchem seiner Schlösser sie wohnen wollte; nur bedinge er sich's aus, seine Tochter täglich einige Stunden sehen zu können. Die Wahl der Lehrmeister, die Einrichtung des ganzen Hauswesens, das Schicksal und die Zahl der Bedienten, alles blieb ihr überlassen. Die Summe, über die sie jährlich für sich und ihre Eleve zu gebiethen haben sollte, war mit fürstlicher Großmuth bestimmt, so wie jene, die ihr, wenn die Erziehung vollendet seyn würde, lebenslänglich bleiben sollte. Am Schlusse war noch die Bitte beygefügt, wenn sie allenfalls bald gesonnen seyn sollte, über ihre Hand zu entscheiden, so sollten diese Arrangements dennoch bestehen bleiben, wenn sie wollte, und die Umstände ihres künftigen Gemahls es erlaubten. Der ganze Brief trug das Gepräge einer tiefen Schwermuth und eines lebenssatten, zerrissenen Herzens.

Lange hielt sie ihn in der Hand, nachdem sie gelesen hatte. Sonderbare, halb wehmüthige, halb frohe Empfindungen drängten sich in ihrer Brust; der Zusatz — »wenn sie über ihre Hand entscheiden wollte« — dieser bedeutende und doch so kalt berührte Punct regte ihre Gefühle am tiefsten auf. Er glaubte, daß sie gesonnen wäre, zu heirathen, er sprach dem Anscheine nach ruhig davon, er trug ihr ein glänzendes Loos an; — seines Herzens, seiner Gefühle wurde gar nicht erwähnt. Das Schicksal seines Kindes, des einzigen Wesens, an dem sein Herz hing, legte er vertrauensvoll in ihre Hand, in ihr hoffte er das Urbild zu finden, nach dem er seine Tochter gebildet wünschte; aber er machte keine Ansprüche an sie, er wollte sie nur versorgen, nur beschenken, und ihre Hand willig einem Andern überlassen. Thränen des Verdrußes, der gekränkten Liebe flossen aus ihren Augen; ihr Gefühl war unendlich bitter. Sie überlas den Brief noch ein Mahl. Jetzt erst fiel ihr der schwermüthige Ton desselben auf, und der Gedanke, wie wenig beglückt der Mann seyn müsse, der diesen Brief geschrieben hatte, die düstere Ansicht aller Dinge, diese lebenssatte

Stimmung entwaffneten ihren Unmuth. Unglücklicher Falkenberg! sagte sie leise. O wem es vergönnt wäre, deinem edlen Herzen Frieden und Freude zu geben! Sie versank in Nachdenken; sie wußte nicht, was sie thun, ob sie den Antrag ihres Freundes annehmen oder ausschlagen sollte. Wenn hier Liebe, Sehnsucht, Dankbarkeit, alle weichen, schönen Gefühle für sie sprachen, so erhoben auf der andern Seite Stolz, Mißtrauen und Furcht vor Mißdeutung ihre Stimme. Das Urtheil der Welt legte sein schweres Gewicht in die verneinende Schale; eine schlaflose Nacht ging unter Zweifeln und streitenden Entschlüssen hin. Am andern Morgen hatten die letzten Gründe gesiegt. Sie hatte beschlossen, den Antrag abzulehnen, sie wollte dem Manne, der sie vielleicht nie geliebt hatte, oder doch gewiß jetzt nicht mehr liebte, ihr Glück nicht verdanken; und ungeachtet dieses stolzen Gefühls blutete ihr Herz bey der Vorstellung, daß dieser Entschluß ihren Freund noch tiefer verwunden könne.

Diese widersprechenden Ansichten gaben ihr eine sonderbare Haltung beym Entwurfe des Briefes. Sie war unzufrieden mit dem, was sie geschrieben hatte; sie zerriß ihn zehn Mahl,

und brachte doch nichts Besseres hervor. Endlich beschloß sie, sich bloß an das Äußere zu halten, und ihre Furcht vor dem Tadel der Welt, die Sorge, daß man ihr diesen Schritt verdenken, und über ihre Verhältnisse falsch urtheilen möchte, als einzige oder wenigstens als Hauptursache anzugeben, warum sie sein Anerbiethen, so sehr es sie zur Dankbarkeit aufforderte, nicht annehmen könne. Der Brief war seltsam, unzusammenhängend, er sprach ziemlich deutlich den kämpfenden Zustand ihrer Seele aus. Sie fühlte das wohl, als sie ihn überlas, aber sie fühlte eben so bestimmt, daß sie keinen besseren schreiben könne; und Antwort mußte Falkenberg haben. Mag er doch wissen, rief sie endlich, wie seltsam mich sein Brief bewegt hat! Mag er vermuthen, daß jene Ursachen nur Vorwand sind, und die wahren errathen, oder auch nicht! Mein Herz darf von nun an keine Stimme mehr in dieser Sache haben, und die Vernunft allein muß entscheiden. So ging der Brief fort.

Drey Tage vergingen unter sehr wechselnden Gefühlen; am vierten konnte sie Antwort haben, wenn die Post ordentlich ging und Fal-

kenberg sogleich schrieb. Sie harrte mit einer Art von fieberhafter Unruhe des Bothen, der das Packet aus dem Städtchen zu bringen pflegte. Hundert Mahl hatte sie in diesen drey Tagen ihren Entschluß bereuet, und eben so oft ihn wieder gebilligt. Der Bothe kam. Er hatte keinen Brief für Mathilden. Es war möglich, daß eine Unordnung auf der Post vorgegangen war, sie hoffte auf morgen. Der folgende Morgen kam, und kein Brief! Unmöglich konnte Falkenberg sie ohne Antwort lassen. Und wenn er es that, wenn er, beleidigt durch ihre abschlägige Antwort, ihr gar nicht mehr schrieb? Es war etwas in ihr, eine geheime Stimme, welche diesen Ausspruch der strengen Vernunft nicht gelten ließ. Er schreibt gewiß — oder — hier schwoll ihr so lange gedrücktes Herz von einer süßen Hoffnung empor — oder er kommt selbst! Wie ein heiterer Morgen nach trüber Regennacht verbreitete dieser Gedanke Leben und Licht in ihrer düsteren Seele. Sie konnte ihn nicht aufgeben, er ward zur Hoffnung, zur Ahnung, zur Wahrscheinlichkeit; und mit scheuer Zuversicht dachte sie sich's möglich, daß sie doch nicht geirrt, daß er sie

geliebt, daß er, um sie zu prüfen, so geschrieben, und jetzt schon in ihrer Nähe sey, um sich zu überzeugen! O nur die Nähe des Geliebten, das Vorgefühl, ihn wieder zu sehen, konnte diese Freudenschauer über ihr Wesen gießen! Ihre Geister berührten sich in so vielen Puncten, ihre Herzen hatten so übereinstimmend gefühlt; sollte es nicht möglich seyn, daß sich ihre Seelen in dem Gedanken, in dem Wunsche, sich wieder zu sehen, begegneten?

So stand sie am Fenster, und sah halb froh, halb wehmüthig in die Gegend hinaus. Da erblickte sie mehrere Reiter, die aus dem Walde gegenüber die Straße über den Berg herab sprengten. Die Erscheinung war nicht gewöhnlich, sie fesselte ihre Blicke; ihr Herz schlug, sie schalt ihre Leichtgläubigkeit, sie sah schärfer hin, sie glaubte eine theure Gestalt zu erkennen, die Farben an den Kleidern der Reitknechte ließen ihr keinen Zweifel mehr, — er war es!

Sie hatte gerade nur so viel Zeit, um sich zu sammeln; denn Falkenberg war schon am Hause. Sie eilte hinaus; er kam ihr im Vorsaale entgegen, und sie stand sprachlos vor ihm,

vor ihm, der, eben so von der Fülle seiner Empfindungen überwältigt, ihr die Hand both, ohne sprechen zu können! Sie fühlte, daß diese Hand zitterte, sie sah die Blitze seiner leuchtenden Augen, und ein Strom süßer Gefühle drang in ihre Brust. Als er sich gefaßt zu haben schien, versuchte er zu sprechen; aber es gelang ihm nicht. Sie bemerkte die Gewalt, mit der er den Sturm in seinem Innern zu beherrschen strebte; und daß er fruchtlos strebte, erfüllte sie mit Entzücken. Sie sah es deutlich, sie war geliebt. Dieses Bewußtseyn gab ihr einige Freyheit des Geistes und leidliche Fassung. Graf Falkenberg! sagte sie, indem sie mit beyden Händen die seine faßte und herzlich drückte: Ich bin Ihnen so viel Dank schuldig. Ihr Anerbiethen — Sie haben es verworfen! rief er hastig: Sie haben meine Bitte, Sie haben mich von sich gestoßen. Mathilde! Warum? Was haben Sie wider mich? Sein Auge flammte, eine dunkle Röthe überzog sein Gesicht. Mathilde dachte an den Todesengel. Falkenberg schien ihr noch liebenswürdiger in seinem Zorne. Mit gerührter Stimme sagte sie: Ich hoffe, Sie werden mich nicht

mißdeuten. Glauben Sie mir, Falkenberg, ich fühle alles, was Sie mir Gutes und Liebes zu erweisen dachten; ich werde es niemahls vergessen — niemahls! Ihre Stimme zitterte bey diesen Worten, und eine Thräne glänzte in ihrem Auge. Auch sein Blick wurde sanfter; er zog ihre Hand, die noch immer die seinige fest hielt, an die Brust: Warum haben Sie mir eine Freude gestört, die seit mehr als einem Jahre der einzige helle Punct war, auf dem mein Blick gern verweilte, wenn ich in meine trübe Zukunft schaute? Ich wollte Sie glücklich wissen. — Sie drückte seine Hand: Mein Brief wird Sie von meinen Gründen unterrichtet haben. »Ihr Brief? Mathilde! Was war das für ein Brief! Eben der ist's, der mich bestimmt hat, einen heiligen Vorsatz zu brechen, den ich in der Stunde that, als ich Sie das letzte Mahl in Woltau sah, den Vorsatz, Sie nimmer zu sehen, — bis — wenn — —«

Mich nie wieder zu sehen! rief sie beynahe erschrocken: Und das haben Sie gelobt? Darum habe ich mehr als ein Jahr hindurch Sie nicht mehr gesehen, kein Lebenszei-

chen, keine Spur einer Erinnerung von Ihnen erhalten! O Falkenberg, das war sehr unfreundlich!

Ich mußte, und ich glaube, ich hätte wohl gethan, den Vorsatz auch jetzt nicht zu brechen; aber Ihr Brief war so seltsam, so widersprechend — es schien ein Mißverständiß — — Mathilde! Ihr Herz muß verlernt haben, mich zu begreifen. Es gab eine Zeit, wo es nicht so war, eine Zeit —

Er hielt inne. Mathilde wollte ihn nicht unterbrechen; ihr Herz genoß in stiller Freude seines Glücks. Lassen Sie uns gelassen und zusammenhängend sprechen, fuhr er fort: Kommen Sie! Sie setzten sich. Er legte ihr nochmahls seinen Antrag vor. Sie suchte alle Gründe hervor, die ihr die Convenienz, das Urtheil der Welt an die Hand gaben; sie fühlte wohl, daß das nicht die wahren waren, und daß sie ihm nichts oder nicht viel gelten konnten, auch sah sie deutlich, wie er endlich zurück wich, in sie zu dringen aufhörte, und, überzeugt, daß andere Ursachen hier verborgen wären, immer stiller und ernster wurde. Endlich stand er auf. Er ging schweigend und hastig

im Zimmer umher; ein Entschluß schien in seiner Seele zu kämpfen. Auch Mathilde war aufgestanden, und näherte sich ihm besorgt. Plötzlich stand er vor ihr still. Sie haben meinen Antrag ausgeschlagen, hob er an, und sie sah die Anstrengung, die ihm jedes Wort kostete: Die Gründe, die Sie mir angegeben haben, gelten so viel wie nichts, auch Ihnen selbst — denn ich kenne Sie. Sie haben also noch andere, die Sie mir nicht entdecken wollen. Ich kann Ihre Zurückhaltung nicht tadeln; denn ich habe kein Recht, Ihr Vertrauen zu fordern. Ich bitte Sie nur, das, was ich gesagt habe und noch sagen werde, nicht zu verkennen. Ich wünschte Sie recht glücklich zu sehen — so glücklich — Er hielt wieder inne. Mathilde sah ihn mit inniger Liebe an.

»Es war eine Zeit, wo ich andere Hoffnungen nährte. Das ist vorbey.« — Er schwieg wieder, der Kampf in seinem Innern schien heftiger zu werden. »Was seit dem Augenblicke, als ich Sie zum letzten Mahl sah, in mir vorgegangen ist, das — Mathilde, sey das Geheimniß meiner Brust. Daß ich nicht glücklich war, das werden Sie errathen, ohne daß

ich es sage. Ein unvermuthetes Ereigniß warf plötzlich einen Strahl von Hoffnung in meine Brust; ich hielt mich daran mit jeder meiner Kräfte. Er ist wieder verschwunden! —«

Verschwunden? sagte Mathilde, und sah ihn befremdet an. Sie verstand ihn jetzt wirklich nicht, so wohl sie sich auch das Vorhergehende zu deuten wußte.

Sollten Sie mich nicht errathen, Mathilde? O gewiß, Sie können mich nicht mißverstehen. Ich wünsche Ihr Glück — ich wünsche es heftig, leidenschaftlich. Kann es auf eine andere Art gemacht werden, als die ich Ihnen anboth, so sprechen Sie! Entscheiden Sie! — Er fuhr fort, da sie nichts antwortete; aber seine Stimme wurde dumpf, und er zitterte so, daß er sich an dem Schranke, der neben ihm stand, hielt: Es scheint seit unserer Trennung eine große Veränderung vorgegangen zu seyn. — Es scheint — Ihr Herz ist nicht mehr frey. — — Sie haben mehrere vortheilhafte Anträge abgewiesen. — — Unterbrechen Sie mich nicht! Ich habe bald geendet. Ausflüchte kann ich hier nicht gelten lassen. Mitterau ist reich, angenehm, gut, noch mehr — er hat sie auf-

richtig geliebt. Ich kann keine andere Ursache seiner Abweisung erdenken, als die, welche die ganze Gegend dafür annimmt. Sie lieben. — Ein junger Offizier — —

Mein Gott! rief Mathilde heftig, und ihre Thränen brachen hervor: Wer hat Ihnen dieß Mährchen — — Mathilde! unterbrach sie Falkenberg ernst, und es mischte sich etwas Bitteres in seinen Ton: Wenn auch keine lebhafte Empfindung in Ihrer Brust für mich spricht, so glaube ich doch, daß Sie mir das mittheilen konnten, was bereits die ganze Gegend weiß. Man spricht überall von Ihrer geheimen Liebe. Der Arzt, der Sie in Ihrer Gemüthskrankheit behandelte, und den ich bey der Gräfinn St. Marc antraf, bey der er einen Platz für Sie suchte — Sie sehen, ich weiß so ziemlich alles, was Sie betrifft — die Verstorbene, die Sie zwar nur dem Nahmen nach kannte, — Mitterau, den ich deßwegen gesprochen habe — kurz, jedermann sagt dasselbe. Sie haben sein Bild in Ihrem Zimmer. — Ich sehe es jetzt nicht — indem er finster umher sah — Sie tragen ein Porträt, vermuthlich von ihm, auf Ihrem Herzen. — Bey

meinem Neffen war der Lieutenant Eglingen sehr um sie beschäftigt. Er ist ein schöner, artiger Mann.

O mein Gott! rief Mathilde schmerzlich: Sich so verkannt zu sehen! Falkenberg nahm ihren Ausruf für eine ausbrechende Empfindung. Er fuhr fort:

Aller Wahrscheinlichkeit nach lieben Sie unglücklich; irgend ein Hinderniß trennt Sie von dem Manne Ihrer Wahl. — Kann ich, kann meine Familie — Sie wissen, unser Einfluß ist bedeutend, — etwas beytragen, Ihre langen Leiden zu endigen, Sie mit dem Geliebten zu vereinigen, so sprechen Sie!

Falkenberg schwieg. Sein Beben hatte so zugenommen, daß die Tassen auf dem Schranke klirrten, auf den er sich stützte.

Jetzt war Mathildens Stolz vollkommen gebrochen, kein Zweifel blieb mehr übrig; dieser Edelmuth, diese Liebe überwältigte jede Zurückhaltung. Hastig flog sie an das Kästchen, brachte sein Bild, und unter sanften Thränen sagte sie: Hier ist das Bild des Mannes, den ich seit beynahe zwey Jahren liebe, um dessentwillen ich jeden Antrag ausgeschlagen habe,

und lieber kümmerlich von meiner Hände Arbeit leben, als ihm entsagen wollte. Sie reichte es ihm. Er empfing es zitternd. Ein Blick darauf sagte ihm alles; aber er war zu erschüttert. Sprachlos sank er in einen Stuhl, sprachlos lehnte er sich an die Wand zurück, und hielt das Bild in seiner Hand, indeß sein Auge starr an Mathilden hing. So blieben sie beyde einige Secunden stumm.

Endlich streckte er, noch immer ohne zu reden, seine Arme nach ihr aus; sie sank an seine Brust. Scipio! flüsterte sie. Er verstand sie in seligem Bewußtseyn seines Glückes. Der Wunsch, der seit mehr als einem Jahre, zwar beherrscht und unterdrückt, dennoch ausschließend und verzehrend, in seiner Brust gelodert hatte, war erfüllt, das Mädchen, das ihn auf den ersten Blick entzücket, das er späterhin innig geliebt, und sich ihr aus Pflichtgefühl entrissen hatte, war sein. In ihrer Liebe, in ihrem Anblicke ging seine schönere Jugend wieder vor ihm auf, und alle Wärme seines starken Gemüths erwachte, und umschloß beseligend den geliebten Gegenstand. Jetzt erst, da sein Gefühl unverhüllt aus allen Tiefen seines Her-

zens hervor brach, lernte Mathilde ihn und ihr Glück an diesem Herzen ganz kennen. In drey Tagen war sie vor dem Altare sein; und dann eilten die Glücklichen in Rosaliens und Thornsteins Arme, um im Wiederscheine der Freundschaft ihre Freuden doppelt zu genießen.

Bayerische Staatsbibliothek München

Inhalt.

Seite.
1. Die früh Verlobten. 7
2. Der Badeaufenthalt. 81
3. Falkenberg. 181

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Pichler, Caroline,

Sämmtliche Werke

Bd.: 24

Wien 1823

P.o.germ. 1811 w-24
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10124698-1